



ES GIBT EINE GROSSE HOFFNUNG in der Kirche, und sie kommt, wie schon in der Kirchengeschichte, von der Basis her. Waren es in der Vergangenheit meist Ordensgemeinschaften, die eine Erneuerung herbeiführten, so scheinen es jetzt die Gemeinden zu sein, bei denen die Chance der Kirche liegt.

Die Basis hatte das Wunder der Erneuerung zunächst vom Konzil erhofft, und diese Hoffnung schien sich eine Zeitlang auch zu erfüllen. Ein Erstaunen ging damals durch die Welt. Plötzlich zeigte sich da eine Kirche, die die menschliche Realität ernst nahm, die nicht verurteilen, sondern die Liebe Jesu leben wollte.

Seitdem haben sich aber allzuviele Enttäuschungen auf den konziliaren Aufbruch der Kirche gelegt und ihn da und dort fast erstickt. Die Groß-Institution Kirche gibt derzeit nicht gerade ein überzeugendes Bild ab, ja heute weiß man an der Basis, daß das Wunder der Erneuerung nicht eingetreten ist. Man wartet nicht mehr auf solche Wunder, sondern versucht selber solch ein Wunder zu werden. Das Konzil hat dafür immerhin einen gewissen Freiheitsraum eröffnet.

Gemeinde als Hoffnung

Sicher ist dieser Weg von unten auch der richtige. Man kann Erneuerungen nicht von oben befehlen. Sie müssen von unten wachsen. Das sollte allerdings kein Freibrief für die Institution sein, einer Erneuerung hinderlich im Weg zu stehen. Aber gewiß hat das ungute Erscheinungsbild der offiziellen Kirche das eine Gute bewirkt, daß man an der Basis wach geworden ist.

Kirche wurde früher mehr in der Weltkirche erlebt. In dieser Zeit sah man Gott auch noch mehr im Bild der Macht. Da schien die mächtige Kirche mit allen äußeren Zeichen von Prunk, Bauten und Macht geradezu ein ideales Bild des allmächtigen Gottes zu sein.

In unserem Jahrhundert haben wir zu oft erlebt, daß die Macht sich erniedrigend für die Menschen auswirkt. So kommen wir wieder mehr zum Gottesbild des Neuen Testaments, in dem Gott als die Liebe dargestellt und erfahren wird. Die Liebe ist aber nicht in Großgruppen und Institutionen erfassbar, sondern nur in kleinen, überschaubaren Gemeinschaften. Was natürlich nicht heißen kann, daß sich nicht auch die Institution Kirche an dem Maßstab der Liebe messen lassen muß. Von dem Gottesbild der Liebe her entdeckt man in der Kirche nun aber wieder die Notwendigkeit, Kirche in kleinen, lebendigen Zellen aufzubauen. Hier soll die Liebe Gottes erfahrbar gemacht werden. Sie sollen die Gemeinde zu einem Schaufenster Gottes machen, zu einer Kontrastgesellschaft, in der man in anderer Weise und aus einem anderen Geiste miteinander umgeht, als es sonst oft geschieht. Und von hier soll dann ein wandelnder Einfluß auf die Gesellschaft ausgehen.

Zu diesem theologischen Ansatz kommt noch eine soziologische Beobachtung. Soziologen hatten für unsere Zeit eine totale Vermassung des Menschen prophezeit. Um dem zu entgehen, suchen die Menschen überall kleinere, überschaubare Gruppen. Das ist die Erfahrung vor allem mit der jungen Generation der letzten zehn Jahre, aber nicht nur mit der jungen Generation.

In fast allen Ländern der Kirche entstanden so in den vergangenen Jahren Basisgemeinschaften verschiedenster Art, die heute die Hoffnung der Kirche darstellen. Nicht wenige bildeten sich allerdings ohne starke Bindung zur offiziellen Kirche oder zumindest in kritischer Distanz zu ihr. Oft sind es freie Zusammenschlüsse von Menschen, die sich aus einem Unbehagen an der Kirche, der Faszination durch den Geist Jesu und einer Begeisterung an einem echten Miteinander gebildet haben. Es wird für die Institution Kirche von großer Bedeutung sein, welche Beziehung sie zu den Basisgruppen findet.

Fortsetzung auf der nächsten Seite

Gemeinde

Eschborn bei Frankfurt als Versuch: Wie schon oft in der Kirchengeschichte kommt die Erneuerung von der Basis her – Die Menschen suchen überschaubare Gemeinschaften – Mit der Distanz zur Groß-Institution Kirche auch Absage an unsere Territorialpfarreien? – Der Weg zur dynamischen Gemeinde – Von bloßen Gesprächsgruppen zu dauerhaften Kristallisationspunkten – Der Priester als Mitarbeiter der Gemeinde.

Heinz Manfred Schulz, Eschborn

Zeugnis

Buñraf aus Peru: Erfahrung eines Schweizer Pfarrers in den peruanischen Anden – Sein Welt- und Kirchenbild hat sich im Zusammenleben mit den Armen verändert – Die Landreform der Regierung Velasco hat ihr Ziel bei weitem nicht erreicht – Den: «unrentablen» Regionen werden die Riesenbewässerungsanlagen versagt – Gute Gesetze aber schlechte Anwendung – Die Februarunruhen 1975 machten den Unterschied der Klassen erst recht deutlich – Warum müssen immer die Ärmsten die Krisen bezahlen? – Das Evangelium verlangt eine Stellungnahme – Die Reichen liebt man, indem man sie auf die Ungerechtigkeiten ihres Reichtums aufmerksam macht.

Otto Brun, Putina/Peru

Mitbestimmung

Was sagt die kirchliche Soziallehre?: Eine alte Forderung der katholischen Arbeiterbewegung – Drei Formen von Mitbestimmung sind zu unterscheiden: Die gesellschafts-, die arbeits- und die unternehmens(verfassungs)rechtliche – Im Anschluß an die BRD bahnt sich in der EG neue Entwicklung an – Schweizer katholische Sozialbewegung in derselben Richtung einen Schritt voraus – Streit um Verlautbarungen des kirchlichen Lehramts – Auch die Schrift von *W. Spieler* (Iustitia et Pax) unterstellt das gesellschaftspolitische Modell – Wie aber steht es mit der Parität und mit der «Part-Auflösung»? – Mit der Mitbestimmung den Kapitalismus retten, ihn überwinden oder ihm die Giftzähne ausziehen? – *Oswald von Nell-Breuning, Frankfurt*

Philosophie

Unschärfe-Relation als Denkanstoß: Von der Polarisation zur Polarität – Einheit in der Unterscheidung – Über Heisenberg zu Aristoteles – Die kreativen Gestaltungskräfte der Natur – Theologische Komplementarität statt falscher Alternativen.

Alfred Eggenspieler, Klingenzell

Ikonographie

Der abgenommene Judas: Was die Verteufelung des Judas für Juden bedeutet – Antisemitismus schon in Kinderherzen – Das siebzehnte von achtzehn Bildern – In Vezelay nimmt ein Hirte den Judas vom Strick – Karl Barths Hinweis auf den stellvertretenden Tod auch des Judas – «Gott hat's umgeplant zum Guten».

Hermann Levin Goldschmidt, Zürich

Basisgruppen gegen Pfarreigemeinde?

Diese Bewegung scheint aber zurzeit nicht nur an der Institution Kirche, sondern auch an unseren Pfarreien vorbeizugehen. Manch einer stellt da sogar die Frage, ob unsere Territorialpfarreien überhaupt noch der Erneuerung fähig seien. Sie seien praktisch tot, weil sie es nicht fertig brächten, wirkliche Gemeinden zu werden. Deshalb glaubten manche auch, bei der heutigen Mobilität müsse man auf andere Gruppierungen setzen. Aber noch immer hat der Mensch eine starke Ansprechbarkeit da, wo er wohnt, wo er seine Familie hat, wo die Kinder spielen und zur Schule gehen. Wieder andere Christen ziehen aus den bestehenden Pfarreien aus und suchen in Personalgemeinden Gesinnungsgenossen, mit denen sie das Evangelium zu leben versuchen. Aber das ist sicher auch keine Lösung. Die meisten Menschen kommen mit Kirche in ihren Territorialgemeinden in Berührung.

Aber wie sehen unsere Territorialpfarreien aus? Oft sind sie nur Betreuungsinstanzen, die einen gewissen Service bieten. Sie führen zu sehr zum Konsumieren. Gott ist aber dann für viele Menschen tot, wenn es nicht Gemeinschaften gibt, in denen er erfahrbar ist.

Wir haben in unserer Pfarrgemeinde vor nunmehr sieben Jahren den Auszug begonnen von der statischen Pfarrei der Betreuung hin zur dynamischen Gemeinde auf dem Weg. Auszug, Exodus, ist ja doch eines der Grundmotive der Bibel, des Gottesvolkes. Es war der Weg, auf dem diesem Volk das Leben verheißen war.

Eschborn bei Frankfurt

Unsere Pfarrei ist eine Neubaugemeinde in Eschborn, einer kleineren Stadt im Industriegebiet Rhein-Main, am Stadtrand von Frankfurt.

Unser Weg begann damals bei der ersten Wahl zum Pfarrgemeinderat. Wir überlegten, wie wir in einem Neubaugebiet, in dem man einander nicht kannte, sinnvoll eine solche Wahl durchführen konnten. In einer Predigt wurde dies Problem aufgezeigt. In einem Predigtgespräch danach kam dann der Vorschlag, die Gemeindemitglieder zu kleinen Gesprächsgruppen einzuladen, in denen man sich über die Frage der Demokratisierung der Kirche unterhalten könne.

Alle Gemeindemitglieder wurden besucht und in eine Wohnung der Nachbarschaft eingeladen. Fünfzig solcher Gesprächskreise fanden statt. Und es kam der Wunsch, solche Abende im häuslichen Rahmen auch weiterhin zu halten. Seit sieben Jahren werden nun schon alle Pfarrangehörigen dreimal im Jahr zu solchen Gesprächsgruppen eingeladen. Diese Treffen sind aus dem Leben unserer Gemeinde gar nicht mehr wegzudenken. Sie sind lebendige Zellen der Gemeinde geworden, Substrukturen, in denen Kirche erlebt werden kann. Und so lernt man hier Kirche nicht nur im Kirchenraum oder im Gemeindehaus kennen, sondern im Alltag der Nachbarschaft. Man erlebt sich hier nicht als Konsument eines Service, sondern als Mitbeteiligter auf der Suche nach der Wahrheit, eine Kirche im Gespräch. Für manche bieten diese Abende erste Kontakte mit der Kirche, über die sie zur Gemeinde finden. Andere gewinnen dadurch Freude am Mittun. Kritik und Anstöße fürs Gemeindeleben gehen aus diesen Treffen hervor. Dem Pfarrer bieten sie Möglichkeit, mit einer recht großen Zahl von Gemeindemitgliedern in intensivem Gesprächskontakt zu sein. Er kann manches klären und vor allem zuhören. So gewinnt er für seine Glaubensverkündigung viele Ansatzpunkte. Er erfährt mehr als sonst von Fragen, Schwierigkeiten und Problemen seiner Gemeinde.

Eine Runde solcher Gesprächskreise führte uns dann einen kleinen Schritt weiter. Das Thema lautete: «Heutige Lebensweise und Christentum – ein Widerspruch?» Überall wurde das Unbehagen laut, daß es in unserer Gesellschaft mit ihren

oft ganz anderen Wertordnungen nicht leicht ist, aus dem Geist des Evangeliums zu leben. Man brauche eine engere Gemeinschaft von Gleichgesinnten. Die Gesprächskreise schienen dazu recht zufällig zusammengesetzt. Ein intensiverer Austausch von Glaubenserfahrung setzt einen gleichbleibenden Kreis voraus, der sich auch häufiger trifft. So entstand die Idee der «Kripus», das ist eine Abkürzung für «Kristallisationspunkte» von Gemeinde. Es sind festere Gemeinschaften von 8–10 Erwachsenen und den dazugehörigen Kindern, die sich nach Möglichkeit einmal im Monat treffen. Sie sollen es dem einzelnen erleichtern, Christ zu werden. Der einzelne und auch die einzelne Familie allein schaffen es nicht, gegen den Strom der Zeit zu schwimmen, die weitgehend von einem ganz anderen Geist als dem des Evangeliums bestimmt wird. Die Basisgruppen können da den nötigen Rückhalt geben.

Die kleine Gruppe wurde auch unsere Form der Glaubensvertiefung in der Fastenzeit. Nicht nur in Predigten oder Vorträgen, sondern im Gespräch und Erarbeiten in kleinen Gruppen versuchen wir den Glauben zu erfahren und zu erneuern.

Dieselbe Einsicht wurde auch maßgebend für den Aufbau unserer Gemeindekatechese. Erwachsene Gemeindemitglieder wurden gewonnen, Kinder in kleinen Gruppen zum Glauben zu führen. Hier wird das Wort des Petrusbriefes Wirklichkeit: «Seid allzeit bereit, vor jedermann Rechenschaft abzulegen über die Hoffnung, die in euch ist!» Schon die fünf- und sechsjährigen Kinder machen so über das Winterhalbjahr die ersten Erfahrungen mit Gott, Glauben und Kirche. Auch Erstkommunion und Beichte werden in solchen Gruppen vorbereitet, und in einem Firmkurs wird versucht, die jungen Erwachsenen in kleinen Gruppen in das Engagement in der Gemeinde aus dem Geist Christi einzuführen.

Wortbrüchige Pfarrei?

Von daher bekommen auch die Sakramente eine neue Sicht. Gerade hier hat sich in der Vergangenheit der Kirche viel Magisches angesiedelt. Gnade wurde oft verdinglicht. Sie wurde oft wie etwas angesehen, das portionsweise verabreicht wird, wie eine Vitaminspritze. In Wirklichkeit ist Gnade doch der Bezug zu Gott, also etwas Personales. Und da dieser Gott der Gott der Liebe ist, ist Gnade, sind Sakramente ohne Gemeinschaftsbezug nicht denkbar, also ohne ein Hineinwachsen in die Gemeinschaft der Liebe. Wir klagen oft, daß Taufeltern sowie Erstkommunionkinder und deren Eltern sich schon bald wieder von der Kirche entfernen. Sie würden wortbrüchig. Aber werden wir – und ich meine damit das «Wir» der Gemeinde – nicht auch wortbrüchig? Wir sprechen von der Taufe als Aufnahme in die Gemeinde und von der Erstkommunion als Aufnahme in die Tischgemeinschaft der Pfarrgemeinde. Aber wo ist denn diese Gemeinde als lebendige Wirklichkeit? Geben wir nicht ein Versprechen, das wir nachher nicht einlösen? Werden die Kinder und ihre Eltern wirklich aufgenommen und getragen oder stehen sie nicht oft nach Taufe und Erstkommunion genau so allein wie vorher?

Wir versuchen dieser Art Patenschaft der Gemeinde ein wenig gerecht zu werden. Sie zeigt sich u. a. in den genannten Gemeindekatechesegruppen, in einem Kinderwortgottesdienst, der sonntags parallel zum Gemeindevortgottesdienst von Gemeindemitgliedern gehalten wird. Ähnlich gestalten wir vierzehntägig einen Jugendwortgottesdienst. Schließlich sind auch die Erwachsenen, die in der offenen Kinder- und Jugendarbeit und in den Leitungsteams der Pfadfinder mittun, ein Einlösen dieses Versprechens.

Durch viele ähnliche kleine Schritte wandelt sich mehr und mehr das Selbstverständnis von Gemeinde. Sie erlebt sich nicht mehr als Objekt einer Betreuung, sondern als verantwortlich handelndes Subjekt. Damit ändert sich auch die Rolle des Priesters. Ich habe erfahren, wie Gemeinden

dafür ansprechbar sind, wenn man ihnen klarmacht, daß der Auftrag Christi nicht zuerst den Priester trifft, sondern die Gemeinde. Sie soll Gemeinschaft aus dem Geist Christi werden, um so einen heilenden Einfluß auf die Umwelt auszuüben. Ich sage unserer Gemeinde, daß ich keine Mitarbeiter brauche. Ich will vielmehr Mitarbeiter der Gemeinde sein, damit sie ihren Dienst vor und mit Gott besser tun kann. Solange man das Engagement der Gemeinden vom Priesterangel her begründet, liegt ein falsches Kirchenverständnis zugrunde. Das wird nicht viel Energien in den Gemeinden freisetzen. Erst wenn Gemeinden erkennen, daß ihre Aufgaben nicht von Priestern delegiert sind, sondern ihnen unmittelbar von Christus übertragen werden, sind wichtige Voraussetzungen für eine Erneuerung gegeben. Viele Charismen können so den Gemeinden wieder dienstbar gemacht werden. Man muß sie nur wecken. Und darin ist vielleicht eine der wesentlichsten Aufgaben des Priesters heute zu sehen. Er hat am Netz der Beziehungen in der Gemeinde zu knüpfen. Er hat die Aufgabe, Gemeinden zu formen, in denen Leben aus dem Geist Christi möglich ist. Mit ihnen soll er zusammen leben, arbeiten und so für eine Befreiung der Menschen eintreten. Die Eucharistie müßte dann so etwas wie eine Siegesfeier sein, Fest einer Gemeinschaft, in der man nicht nur in der Eucharistie das Brot miteinander teilt.

Unsere Gottesdienste sind noch weitgehend zu klerikal. Sie müßten mehr und mehr Feiern der Gemeinde sein, statt für die Gemeinde. In der Messe feiert ja die Kirche das Geheimnis ihrer Versöhnung, die Gott uns in seiner Liebe geschenkt hat und die als Frucht in einer Welt von miteinander versöhnten Menschen bestehen soll. Deshalb muß es im Zusammenhang mit der Messe mehr Kommunikationsmöglichkeiten geben.

Das kann schon durch den Raum und die Anordnung der Sitzplätze erleichtert werden. Die meisten Kirchenbauten sind eher gemeinschaftsfeindlich. Vor der Messe sollte man einander begrüßen und nachher noch ein wenig beieinander bleiben, wie es bei uns bei Tee oder Kaffee üblich ist. In der Messe macht besonders die Form einer Gesprächspredigt das Miteinander der Messe deutlich. Dabei wird die Monologpredigt des Priesters durch ein Gespräch mit der Gemeinde ersetzt. So trägt gerade die Messe dazu bei, daß eine Gemeinschaft vom Geist Christi her entsteht. In ihr muß Schuld vergeben werden, Freude und Liebe herrschen. Hier müßte man als in einem herrschaftsfreien Raum freier atmen können. So würde Christus der Auferstandene, der Lebendige, erfahrbar. Ein Priester, der seine Aufgabe sieht, solche Gemeinden zu schaffen, wird nicht die Rollenunsicherheit vieler Priester teilen. Er wird sich nicht wie ein fünftes Rad am Wagen unserer Gesellschaft vorkommen. Unsere Gesellschaft und die Menschen heute brauchen solche Gemeinschaften.

Heinz-Mansfred Schulz, Eschborn/Frankfurt

DER AUTOR hat den Weg seiner Pfarrei zur Gemeinde ausführlicher beschrieben in seinem Büchlein DAMIT KIRCHE LEBT (Matthias-Grünwald-Verlag 1975, 123 Seiten). Darin wird in sehr anschaulicher Weise dargestellt, welche konkreten Schritte getan wurden und welche Schwierigkeiten zu überwinden waren. Vom gleichen Autor erscheint in diesen Tagen GEMEINDE ALS LEBENDIGE KATECHESE (Matthias-Grünwald-Verlag 1976). Ausgehend von der Überzeugung, daß eine Gemeinde Zeuge des Glaubens sein soll, wird darin eine Gemeindegemeinschaft im Gesamtzusammenhang vorgestellt: für Erwachsene und Kinder.

Redaktion

CHRIST SEIN IN PERU - ENTSCHEIDUNG FÜR DIE KLASSEN DER ARMEN

Es ist gerade ein Jahr her, seitdem die Hauptstadt von Peru von tragischen Unruhen erschüttert wurde, die all jene aufschreckten, die dem Experiment der Regierung Velasco ihre Sympathien entgegenbrachten. Das folgende Zeugnis blendet auf diese Ereignisse vom Februar 1975 zurück, um zugleich die Hintergründe und die Folgen anzuleuchten. Es stammt von einem Schweizer Pfarrer, der seit drei Jahren in Peru wirkt und von dem wir bereits im Jahrgang 1973 (S. 61/63) erste Eindrücke wiedergegeben haben. Seine kritische Einstellung zu dem, was geschieht und nicht geschieht hat sich durch sein Zusammenleben mit den Armen offensichtlich verschärft. Die Stichworte «Klasse» und «Klassenkampf» beherrschen die Überlegungen. Er hat sie in einem Brief an seine Freunde in Biel und im Bistum Basel niedergelegt, den wir im Sinne eines *Bußrufs* zur Fastenzeit in leicht gekürzter Form an unsere Leser weitergeben. Die «Buße» im Sinne des «Umdenkens» sollte u. E. dabei vor allem auch die Mitverantwortung für die im Frühsommer bevorstehende *politische Entscheidung* der reichen Schweiz über ihren Beitrag zur Entwicklungshilfe mitbetreffen, eine Entscheidung, die in der Konsequenz des jetzt wieder fälligen «Fastenopfers» liegt. Für Pfarrer Otto Brun steht allerdings noch eine ganz andere Solidarisierung mit den Armen der dritten Welt in Frage: er hat sich ihnen mit seiner ganzen Existenz verschrieben. Er bittet, seine Zeilen «nicht als Niederschlag eines an der südamerikanischen Sonne erhitzten Gemüts zu nehmen», sondern als Versuch, aus seiner Sicht und aus derjenigen der armen Bauern, mit denen er zusammenarbeitet, mit uns «zu teilen und auszutauschen», was ihm als Forderung des Evangeliums erscheint. Seit seinen ersten Priesterjahren – er wurde vor zehn Jahren geweiht – hat sich, so bekennt er, sein Welt- und Kirchenbild gewaltig verändert. Und was er damals in einem ökumenisch engagierten Kreis nur ahnte, ist

ihm inzwischen zur Gewißheit geworden: «daß Ökumene heute nicht so sehr die Wiedervereinigung von Protestanten, Juden und «Heiden» bedeutet, sondern die Entscheidung für die Klasse der Armen, Hungernden, Ausländer, Eingekerkerten usw.». Und da liegt für ihn auch die «eigentliche Trennung, das Schisma, die Häresie der Menschheit, die sich durch die *eigenen* Kirchen, Staaten, Familie zieht: «Nicht ob ich Muslim, Hindu, Buddhist, Jude oder Christ sei, wird einst die entscheidende Frage lauten, sondern ob ich den Kranken besucht, den Hungernden genährt, dem Fremden Obdach gewährt, den Nackten bekleidet, den Durstigen getränkt und den Gefangenen im Zuchthaus aufgesucht habe.»

Die Redaktion

VON DEN UNRUHEN in Lima im Februar 1975 dürfte mindestens das tragische Ende noch in Erinnerung stehen: Gegen die streikenden Polizisten, die sich in einer Kaserne verschanzt hatten, schlug die Armee mit brutalster Gewalt zu. Ergebnis: Hunderte von Toten, viele bis heute noch Vermißte... und die «Ordnung war wieder hergestellt». Die Frage aber sollte seither nicht mehr verstummen: Was wird aus Peru?

Im folgenden möchte ich versuchen, die politischen Hintergründe anzuleuchten, die an jenen traurigen Ereignissen wesentlich schuld sind. Auch soll am Beispiel dieser Unruhen und am bisherigen Ergebnis der Landreform sichtbar werden, wo Velascos Regierung und das peruanische Volk heute stehen. Anschließend wird gefragt, welche Entscheidung das Evangelium vom Christ in dieser konkret-geschichtlichen Situation fordert. Meine Ausführungen stützen sich auf persönliche Studien, viele Diskussionen und im besondern auf die öffentliche Stellungnahme der ONIS-Priester. Sie haben sich, geleitet durch kompetente Fachleute, gründlich mit den

Februarereignissen auseinandergesetzt. Ich will nicht auf die militärische Intervention eingehen: Die Gefahr, im Gefühls-mäßigen stecken zu bleiben, ist groß. Manche Details sind in Europa bestimmt besser bekannt, als selbst den betroffenen Peruanern, denn das Pressegesetz vom vergangenen Jahr ermöglicht dem Staat u. a. eine absolute Kontrolle über die Tageszeitungen. Dies hatte bei den Februarereignissen eine einseitige und verharmlosende Information zur Folge. Bis heute hat sich die Regierung geweigert, alle Namen der Gefallenen und Vermißten sowie ihre genaue Zahl bekanntzugeben.

Was hat die Landreform erreicht?

Es stimmt, die Regierung Juan Velascos ist seit sieben Jahren bemüht, einen Weg der Mitte zu gehen. Ein Sozialismus, der weder Kommunismus noch Kapitalismus seine Eltern nennt, soll aufgebaut werden. Diesem Ziel dient die wohl bedeutendste Leistung der jetzigen Militärregierung: die seit Juni 1969 begonnene Landreform. Nach ihr sollen «durch Veränderung der ökonomischen, sozialen und kulturellen Strukturen des Landes die benachteiligten Sektoren der Bevölkerung einen Lebensstandard erreichen, der der Würde der menschlichen Person entspricht».¹

Trotz gewisser Erfolge, vor allem was die Aufteilung des Bodens und die Gründung von Genossenschaften betrifft, muß heute, kurz vor dem Abschluß der Landreform, gesagt werden: die Landreform hat ihr Ziel bei weitem nicht erreicht. Vielen Bauern, vor allem an der Küste und in fruchtbaren Tälern, geht es jetzt zwar besser. Aber für die große Mehrheit trifft dies nicht zu. Vor allem nicht für jene, die seinerzeit aus den reichen Tälern auf die Berge und Höhen des Altiplano vertrieben worden sind, wo sie unfruchtbaren und kargen Boden bebauen müssen.

Hauptgrund dafür ist die Entkapitalisierung des Bodens. Diese armen und ärmsten Gebiete, wo die Großzahl der Bauern wohnt, «rentieren» wirtschaftlich nicht. Weder für die Industrie noch für den Markt der Großstädte kann hier viel herausgeholt werden. Auch hat sich die Regierung jetzt entschlossen, den allergrößten Teil des der Landreform noch zur Verfügung stehenden Kapitals für Riesenbewässerungen einzusetzen. Von diesen aber ist keine einzige in der Sierra oder in den kargen Gegenden des Altiplano vorgesehen. Dies beweist, daß allen schönen Lettern zum Trotz nicht der arme Bauer, der es am meisten nötig hat, Ziel der Landreform ist. Der in- und ausländische Markt der Großstädte, die Industrie, das Kapital, bilden auch in der peruanischen Landreform den Wertmaßstab. Nicht um den Menschen, den Bedürftigen, den Verachteten und «Unrentablen», den «Grenzgänger» der heutigen Gesellschaft, den Hungernden und Ausgebeuteten geht es der Regierung. Auch sie frönt den nackten kapitalistischen Urwerten: Gewinn, Rendite, Produktion, Vorteil usw. Somit ist für den heutigen Betrachter Perus Politik klar: Velascos Regierung ist ins neo-kapitalistische Lager abgeschwenkt. Dies zu schreiben fällt schwer; denn ich bin voll und ganz von der Größe und Aufrichtigkeit Präsident Velascos überzeugt. Auch ist es eine Tatsache, daß in der weiten Weltöffentlichkeit die Regierung Juan Velascos sehr viele Sympathisanten hat. Ich erlaube mir jedoch zu behaupten, daß viele von ihnen Perus Regierung mehr von den guten Gesetzen her kennen als von deren konkreten Anwendung, die davon oft sehr verschieden ist. Velasco und seine Militärjunta verdienen unsere Anerkennung, und wäre es nur schon deshalb, weil es ihnen gelungen ist, eine relative Unabhängigkeit den Vereinigten Staaten und überhaupt dem kapitalistischen Westblock gegenüber zu erkämpfen. Auch bin ich mir bewußt, daß jede Kritik an der heutigen Regierung die Gefahr birgt, von der «Rechten» ausgenutzt zu werden und deren Spiel zu spielen. Doch muß ich hier einmal mehr festhalten, mir geht es weder

um «links» noch um «rechts», weder um diesen noch um jenen «-ismus», sondern um die Klasse der Armen, mit denen ich tagtäglich konfrontiert bin. Das besagt aber keineswegs, für mich sei «rechts» und «links» gleichbedeutend. Als Christ und auf Grund einer politischen Lektüre des Evangeliums weiß ich mich dem Marxismus in seinem Nein zum Privateigentum und in seinem Ja zum Klassenkampf viel mehr verpflichtet als jeder Form des Kapitalismus, der aus begreiflichen Gründen weithin mit der Unterstützung durch die katholische Hierarchie rechnen konnte und kann. Traurig jedoch ist die Feststellung, daß so viele Gegner des Klassenkampfes sich nie Rechenschaft darüber geben, daß diese Klassenkämpfe trotzdem bestehen und daß ihr theoretisches Nein dazu ein praktisches Ja bedeutet und sie auf die Seite der Mächtigen stellt. Eine neutrale Haltung gibt es hier ebenso wenig wie allgemein in der Politik. – Das heutige Ergebnis der Landreform hat gezeigt, daß die Regierung in ihren Taten sich nicht für die Armen entschieden hat, sonst hätten ihre Anstrengungen in erster Linie den kargen Gebieten der Anden und des Altiplano gegolten. Sie hätte alles unternommen, um das Herzstück der kapitalistischen Ausbeutung zu beseitigen: die in äußerst armen und menschenunwürdigen Verhältnissen lebenden Massen; denn Kapitalismus ohne diese ausbeutungsmöglichen Massen ist hier undenkbar. Wenn der Kapitalismus einerseits Ungleichheiten unter den Menschen schafft, so bilden andererseits Ungleichheiten unter den Menschen Keime für den Kapitalismus. Die Tatsache, daß das heutige Peru wiederum eine bürgerliche neokapitalistische Regierung besitzt, dürfte vielleicht auch die tiefere Erklärung für die Februarunruhen sein.

Unmittelbaren Anlaß zu den schrecklichen Ereignissen bot der legale Streik der niederen Polizeiangehörigen. Ihnen war für die Zeit 1975/76 die lächerliche Lohnerhöhung von monatlich 200 Soles (= ca. 12 sFr.) gewährt worden. Dabei muß bedacht werden, daß das bisherige Monatsgehalt eines Polizisten nur 8000 Soles, mit Abzügen 4000 Soles ausmachte, was ungefähr 240 sFr. entspricht. Diese ökonomisch schwierige Lage breiter Bevölkerungsschichten des Landes ist symptomatisch für sehr viele andere Bevölkerungskreise Perus. Ein Hirt in Puno zum Beispiel, mit einer durchschnittlich acht- bis zehnköpfigen Familie, der laut Gesetz «Herr des Bodens» ist, verdient monatlich zwischen 1200 bis 1300 Soles (= ca. 70–88 sFr.). Dies gilt jedoch nur für jene «Privilegierten», die als Genossen in den «Genuß» der Landreform gekommen sind. Um Ihnen ein Bild davon zu verschaffen, was sich in Putina ein Bauer heute mit seinen 1200 Soles kaufen kann, führe ich die Preise der wichtigsten, hier erhältlichen Lebensmittel an:

1 kg Zucker	8 Soles	1 Liter Öl	40 Soles
1 kg Mehl	10 Soles	1 kg Schaffleisch	44 Soles
1 kg Reis	20 Soles	3 Rüben	1 Sol
1 kg Kartoffeln	11 Soles	1 Kabis	17–20 Soles
1 Ei	3 Soles		

Ferner muß beachtet werden, daß immer die Ärmsten die Krisen, wie sie heute die kapitalistische Welt erschüttern, am teuersten zu bezahlen haben.

Anläßlich der Februarunruhen kam es auch zur Plünderung von Geschäften. Dabei ging es um breite Massen, die einerseits als Opfer der kapitalistischen Konsumpropaganda erliegen, andererseits aber frustriert sind von der Unfähigkeit der Regierung, ihre elementarsten Bedürfnisse zu befriedigen. Man würde sich täuschen in der Annahme, die Abhängigkeit Perus von den kapitalistisch-imperialistischen Mächten sei eine an den Haaren herbeigezogene Erklärung für die schrecklichen Februartage. Der deutliche Versuch der Rechten, die Chaosituation für sich auszunutzen, die politisch gefärbten Anschläge auf verschiedene verstaatlichte, ehemals völlig der Rechten ausgelieferten Tageszeitungen sowie auf andere öffentliche Gebäude, lassen am politischen Hintergrund dieser Ereignisse keine Zweifel aufkommen. So steht denn fest: auch

¹ Soweit der offizielle Text der Landreform.

die Februarunruhen haben klar den immer deutlicher sichtbaren Unterschied der Klassen aufgezeigt, das Bemühen kapitalistischer Minderheiten im In- und Ausland, die ökonomische und politische Herrschaft über das Land aufrechtzuerhalten. Ökonomisch, indem sie auf die breiten Massen der Armen die Auswirkungen der internationalen Krise abwälzen; politisch, indem sie sich deren Forderungen und autonomen Organisationen widersetzen.

Die angeführten Phänomene illustrieren das Bestehen sich bekämpfender Klassen im Lande und die Notwendigkeit auf Seiten der Volksklassen, sich autonom, d.h. selbständig und ohne staatliche oder andere Einflußnahme zu organisieren. Diese klasseninterne Organisation dürfte der einzige gangbare Weg wahrer Befreiung für sie werden. Solange sich aber die jetzige Regierung vehement gegen solche klasseneigene Organisationen wehrt und z.B. auf dem Lande nur die von ihr (durch SINAMOS) gelenkten und kontrollierten Bauernligen gestattet, solange stellt sie sich letztlich nicht wirksam auf die Seite der Armen und bleibt – trotz aller mündlichen antikapitalistischen Pamphlete – Trabant des Kapitalismus.

Wo steht Perus Kirche in diesem Klassenkampf?

Die Kirche ist dort, wo Christen engagiert versuchen, ihren Glauben an Jesus, den Befreier, zu leben. Solche Frauen und Männer gibt es überall, gerade auch in der Klasse der Armen und Randgestalten. Männer und Frauen, die heute mehr denn je überzeugt sind, daß das Evangelium eine frohe Nachricht, eine Botschaft der Befreiung, in erster Linie für die Armen und Unterdrückten ist.

Zu den wichtigsten Einsichten, die mir die drei Jahre Südamerika gegeben haben, gehört die, daß unsere Gesellschaft in sich gegenseitig bekämpfende Klassen gespalten ist und daß das Evangelium *eindeutig Stellungnahme für die Klassen der Armen fordert*.

Diese Haltung für die Klassen der Armen aber darf sich nicht auf das «stille Kämmerlein» und allgemeine, zu nichts engagierende Worte; nicht auf Rundschreiben, Synoden und tausenderlei Arten von Pfarrei- und Pastoralräten, von denen das eigentliche Volk ausgeschlossen ist, beschränken. Will sie wirksames Zeichen der Hoffnung für die Armen und Unterdrückten sein, so muß sie sich dort auswirken, wo über das Leben dieser Armen entschieden wird, in der Politik, in der Wirtschaft, im öffentlichen Leben. Hier dürfte wohl auch der Einstieg für das Verständnis der südamerikanischen Befreiungstheologie zu suchen sein.

Man macht mir immer wieder den Vorwurf, ich dürfe nicht einseitig die Guten nur unter den Armen suchen und die Reichen in Bausch und Bogen verdammten. Auch verstoße der Klassenkampf gegen die allgemeine, vom Evangelium geforderte Nächstenliebe.

Diese Auslegung des Evangeliums bedürfte meines Erachtens schon rein exegetisch gesehen einiger seriöser Fragezeichen. Wenn Jesus in Mt 5, 44 von seinen Jüngern fordert, sogar den Feind zu lieben, so setzt das doch eben voraus, daß ich Feinde habe, sie als solche annehme (liebe), und zwar nicht schöngestig, philanthropisch und möglichst allgemein, sondern in der ganz bestimmten, konkret-geschichtlichen Situation meines Lebens. Der bekannte italienische Experte in Fragen des Marxismus, *Giulio Girardi*, bemerkt treffend zum Thema der allgemeinen Nächstenliebe: «Man muß alle Menschen lieben; aber es ist unmöglich, alle gleich zu lieben. Man liebt die Unterdrückten, indem man sie befreit, man liebt die Unterdrücker, indem man sie bekämpft. Die einen liebt man, indem man sie von ihrem Elend, die andern von ihrer Sünde befreit.»² Die Bibel, ich denke vor allem an das Alte Testa-

ment, zeigt uns einen Gott mit einer viel radikaleren und entschiedeneren Haltung zugunsten der Armen als viele kirchliche Dokumente, mit ihrem oft allzu diplomatischen und anonymen Stil, der hie und da so abgewogen ist, daß er überhaupt nichts mehr wiegt. Sicher gab es damals, als die Hebräer härteste Sklavenarbeit unter Pharao leisten mußten, auch ganz liebe, brave Ägypter. Und doch, Gott nimmt eindeutig Stellung zugunsten der Hebräer (Ex 3). Und Judith, geschrieben ungefähr vor 2½ Jahrtausenden, faßt vielleicht die Gottesvorstellungen des Alten Testaments am präzisesten zusammen, wenn sie zu Gott betet: «Du bist der Gott der Demütigen, der Helfer der Geringeren, der Beistand der Schwachen, der Beschützer der Verachteten, der Retter der Hoffnungslosen» (Judith 9, 11). Jesu harte Stellung gegen die Reichen, vor allem bei Lukas, ist allzu bekannt, als daß sie hier erwähnt werden müßte: z.B. Lk 6, 24/14, 33, Mk 10, 23–25 usw. Die Behauptung mag paradox erscheinen, daß derjenige den Reichen und Mächtigen mehr liebt, der sich klar von ihm distanziert und ihn so auf die Ungerechtigkeiten seines Reichtums aufmerksam macht, als derjenige, der mit ihm flirtet und mit frommen Sprüchen über den Segen des Almosenspendens die Ohren füllt. Es geht aber nicht in erster Linie um den einzelnen, sondern um die Gruppe, die Klasse. Jedes Umarmen, Achselklopfen und Friedensküsse Austeilen zwischen Reichen und Armen ist Farce, solange diese Klassenunterschiede bestehen und staatlich oder kirchlich aufrecht erhalten werden. Jesus ist gekommen, um uns zu zeigen und zu beweisen, daß alle Menschen denselben Vater haben. Darum offenbart er sich und wird gegenwärtig da, wo die Menschen sich als Brüder verwirklichen und als Söhne desselben Vaters: das ist die Befreiungsbotschaft des Evangeliums.

Otto Brun, Putina/Peru

Die kirchliche Soziallehre zur Mitbestimmung

Im Vorfeld der Eidgenössischen Abstimmung vom 21. März über die Mitbestimmung (Verfassungsinitiative der Gewerkschaften und Gegenvorschlag des Parlaments) ist es in der Schweiz zu einer Kontroverse zwischen Wirtschaftsleuten, Politikern und «den Kirchen» wie auch unter den Katholiken gekommen. Neben einer (den Empfehlungen der Synode folgenden) Verlautbarung der Bischöfe und einer gemeinsamen reformiert-katholischen Verlautbarung zur Abwägung der beiden Vorlagen hat vor allem eine von der Kommission *Iustitia et Pax* herausgegebene Schrift von W. Spieler Staub aufgewirbelt. Die folgende Darstellung des Altmeisters der kirchlichen Soziallehre in Deutschland, Prof. *Oswald von Nell-Breuning*, Mitautor der Enzyklika «*Quadragesimo Anno*», befaßt sich mit der selben Schrift von Spieler und ordnet sie sowie die früheren kirchlichen Stellungnahmen souverän in einen dreifachen rechtlichen Raster ein, der u.E. eine willkommene Klärung in die Diskussion bringt.

(Red.)

Mitbestimmung der arbeitenden Menschen in den Betrieben und Unternehmen, in denen sie tätig sind, ist eine alte Forderung der katholischen Arbeiterbewegung. Besonders nachdrücklich hat *Bernhard Letterhaus* diese Forderung in seiner berühmten Rede auf dem internationalen Kongreß der Verbände katholischer Arbeitnehmer 1928 in Köln herausgestellt. Diese Mitbestimmung läßt sich in sehr verschiedenen Formen verwirklichen; zu unterscheiden sind die *gesellschaftsrechtliche*, die *arbeitsrechtliche* und die *unternehmens(verfassungs)rechtliche*, je nachdem ob sie bei der das Unternehmen betreibenden Eigentümer-Gesellschaft (z.B. AG) oder beim Arbeitsverhältnis (z.B. Tarifvertrag) oder beim Unternehmen, verstanden als der Verbund aller, die entweder durch Einsatz des instrumentalen Faktors Kapital («Anteilseigner») oder durch Einsatz des exekutiven Faktors Arbeit (Arbeitnehmer, Belegschaft) oder des initiativen und dispositiven Faktors («Unter-

² Giulio Girardi: «Cristianismo, pastoral y lucha de clases» aus dem Kollektivwerk: *La vertiente politica de la pastoral*: Quito 1970, S. 98.

nehmer» = Management) an dem, was da «unternommen» wird, beteiligt sind, an dem, was da «unternommen» wird, mitwirken.

Bis in die allerjüngste Zeit haben die Gewerkschaften in aller Welt sich für die *arbeitsrechtliche* Mitbestimmung entschieden, vielfach in der Form, daß sie sehr nachdrücklich in die Unternehmensleitung hineinredeten, ja eingriffen, dabei jedoch jede Mitverantwortung ablehnten; sie betrachteten sich, betrachteten die Arbeitnehmer nicht als Angehörige des Unternehmens, sondern als außenstehende Dritte, Lieferanten der Ware «Arbeit» gleich den Lieferanten von Roh- und Halbstoffen, von Energie usw.

Nur die deutschen Gewerkschaften (Bundesrepublik Deutschland) und mit ihnen auch die katholische Arbeiterbewegung wählten den gesellschaftsrechtlichen Weg, allerdings mit unternehmensrechtlichem Ziel, das letzten Endes gipfeln soll in einer rechtlichen Verfassung des Unternehmens selbst, verstanden als der Verbund der drei das Unternehmen ausmachenden Faktoren. Erst in jüngster Zeit, vor allem in Zusammenhang mit den Bestrebungen in der EG, eine europäische Aktiengesellschaft zu schaffen, haben die Gewerkschaften der anderen EG-Länder sich ernstlich mit dem deutschen Modell der Mitbestimmung befaßt; an ihm Interesse gewonnen und beginnen, ihre eigenen Vorstellungen zu überprüfen und zunächst einmal für die europäische AG das deutsche Modell der Mitbestimmung zu fordern.

Eine besonders freudige Überraschung für den deutschen Befürworter der Mitbestimmung ist es, daß die Schweiz – und in ihr nicht allein die Gewerkschaften, sondern die katholische Sozialbewegung, um nicht zu sagen der schweizerische Katholizismus (Synode 72) – dieser im Rahmen der EG sich abspielenden Entwicklung vorausseilend und sie überrollend der gesellschaftsrechtlich ansetzenden, im Endergebnis aber unternehmensrechtlichen Mitbestimmung nicht nur wohlwollendes Interesse entgegenbringt, sondern initiativ in dieser Richtung vorstößt.

Unbestrittene Verlautbarungen des Lehramts

Für Mitbestimmung der Arbeiter in irgendwelcher Form und in irgendwelchem Ausmaß ist nicht nur die katholische Arbeiterbewegung schon immer eingetreten, sondern liegen auch eindeutige und in dieser Allgemeinheit auch völlig unbestrittene Verlautbarungen des kirchlichen Lehramts vor. Hinsichtlich ihres genauen Inhalts, der Tragweite der in ihnen befürworteten oder geforderten Mitbestimmung herrscht jedoch unter den Auslegern heftiger Streit. Dieser Streit bezieht sich nicht auf die Vorzugswürdigkeit der gesellschafts-, arbeits- oder unternehmensrechtlichen Modells. Die meisten der am Streit beteiligten Ausleger dürften überhaupt nur das gesellschaftsrechtliche Modell kennen und an andere Möglichkeiten gar nicht denken. Wenn allerdings Papst Paul VI. in seiner Ansprache an die IAO vom 10. 6. 1969 diese unter dem Stichwort «du plus avoir au plus être» auffordert, sich für die Mitbestimmung einzusetzen, dann kann es sich nur um das arbeitsrechtliche Modell handeln, da Zuständigkeit und Wirkmöglichkeiten der IAO sich nur auf den arbeitsrechtlichen Bereich erstrecken.

Auch die neuerdings vorliegende, von der Schweizerischen Nationalkommission Iustitia et Pax herausgegebene Schrift von W. Spieler, «Kirche und Mitbestimmung»¹ unterstellt stillschweigend das gesellschaftsrechtliche Modell der Mitbestimmung,

wie es in der BRD in den beiden Varianten des Betriebsverfassungsgesetzes von 1952, neu gefaßt 1972, und der sog. Montan-Mitbestimmung («Mitbestimmung in den Unternehmen des Bergbaus und der eisenschaffenden Industrie») von 1951 besteht. So zu verfahren ist berechtigt, denn den Autoren oder jedenfalls den Redaktoren der kirchenlehramtlichen Verlautbarungen hat zweifellos diese Vorstellung vorgeschwebt; die Äußerungen Pius' XII. zielen eindeutig nach der BRD; auch die Aussage der Pastoralkonstitution (GS 68) ist das Ergebnis harten Ringens mit deutschen Konzilsberatern, die mit gewissem Erfolg darum kämpften, die Aussage abzuschwächen. Daß die Pastoralkonstitution wirklich die Mitbestimmung in wirtschaftlichen Angelegenheiten des Unternehmens befürwortet, läßt sich nach ihrem teilweisen Erfolg mit logischer Stringenz nur noch dank dem Umstand beweisen, daß das «etiam» in 68, Abs. 1, Satz 2 erhalten geblieben ist.

Mit Recht drückt Spieler seine Verwunderung darüber aus, daß so viele Ausleger – im deutschen Sprachraum ist es in der Tat die ausgesprochene Mehrheit – die kirchenlehramtlichen Verlautbarungen dahin interpretieren, sie enthielten keine Befürwortung der wirtschaftlichen Mitbestimmung, wenn nicht gar, sie schlossen sie aus. – Hinsichtlich der Interpretation der Leitstelle in GS beruft Spieler sich auf Calvez, hinsichtlich «Quadragesimo Anno» auf mich. Dazu möchte ich sagen: maßgeblich ist einzig und allein der Text. Wer am Zustandekommen des Textes beteiligt war, kann gewiß dienliche Hinweise geben, um den Text richtig zu lesen und Feinheiten nicht zu übersehen. Aber sein Verständnis des Textes ist nicht maßgeblich; es ist durchaus möglich, daß der Text nicht genau das zum Ausdruck bringt, was der Redaktor oder die Redaktoren durch ihn zum Ausdruck bringen wollten; ist ihm oder ihnen das mißlungen, dann müssen sie den Text so gelten lassen, wie er vom Papst oder vom Konzil verabschiedet worden und amtlich verkündet ist. Rein auf Grund des Textes besteht für mich kein Zweifel, daß GS 68 und eine Reihe von anderen Texten unmißverständlich von wirtschaftlicher Mitbestimmung oder Mitbestimmung auf Unternehmensebene handeln und sie befürworten.

Kann man sagen, echte Mitbestimmung, also nicht bloße Mitsprache oder auch Mitentscheidung, bei der jedoch die Gegenseite im Konfliktfall immer die Übermacht hätte, sei schlechthin *geboten*? Bekanntlich hatte der Bochumer Katholikentag 1949 die – in ihrem Umfang nicht genau umschriebene – Mitbestimmung als «natürliches Recht gleich dem Eigentum» bezeichnet. Dem habe ich sofort widersprochen und das Wort vom «Bochumer Betriebsunfall» geprägt. Daran halte ich auch heute fest. Eigentum in einer der vielen Erscheinungsformen, die Pius XI. in QA 49 aufzählt, hat es immer und überall gegeben und ist schlechthin unentbehrlich. Mitbestimmung, wie hier verstanden, ist in primitiven Verhältnissen völlig unpraktikabel, setzt eine bildungs- und gesinnungsmäßig dazu fähige Arbeiterschaft voraus und kann unter bestimmten Voraussetzungen der einzig mögliche Weg sein, um ein befriedigendes Funktionieren der Wirtschaft zu gewährleisten. In den fortgeschrittenen industriekapitalistischen Ländern scheinen diese Voraussetzungen sich mehr und mehr zu verwirklichen, in einigen in dem Grade, daß die Arbeitnehmer berechtigterweise diese Forderung erheben können, in anderen bereits in dem Grade, daß diese Forderung, wenn sie ernsthaft erhoben wird, nicht mehr abgewiesen werden darf, sondern erfüllt werden muß.

Wie steht es mit der Parität?

Politisch besteht bei uns in der BRD kein Streit mehr darüber, daß nicht nur weitgehende Mitbestimmung auf Betriebsebene, sondern für größere Unternehmen auch auf der Unterneh-

¹ W. Spieler, Kirche und Mitbestimmung. Der Beitrag der katholischen Soziallehre zur verfassungspolitischen Diskussion über die Mitbestimmung der Arbeitnehmer in der Schweiz. Herausgegeben von der Schweizerischen National-Kommission Iustitia et Pax (XII und 203 S.). Paulusdruckerei Freiburg, Schweiz 1976.

mensebene gesetzlich eingeführt werden soll. Strittig ist, ob es mit dem Schutz des Eigentumsrechts (Art. 14 GG) vereinbar ist, die beiden Mitbestimmenden (Kapitaleinsetzer und Arbeitseinsetzer) gleich stark zu machen oder ob mindestens ein kleines Übergewicht der Kapitaleseite beibehalten werden muß. Wohlgermerkt: das ist keine Frage der Auslegung des Eigentumsrechts in abstracto, sondern der konkreten Gestaltung, die das Bonner Grundgesetz dem Eigentumsrecht in der BRD gegeben hat. Die Mehrheit der Verfassungsrechtler ist der Meinung, die völlige Gleichstellung beider Partner scheitere an Art. 14 GG; darüber würde das Bundesverfassungsgericht zu entscheiden haben. – Mit dieser Frage wird aber ständig eine andere verwechselt, nämlich die Beschickung des dem deutschen Aktienrecht eigentümlichen Organs des «Aufsichtsrats» von der Kapital- und von der Arbeitsseite; «paritätische» Besetzung des Aufsichtsrats ist noch längst keine «paritätische» Mitbestimmung; der Aufsichtsrat hat zwar weitgehende Rechte; souveränes Organ der AG aber ist die Hauptversammlung. «Paritätisch» wäre die Mitbestimmung erst dann, wenn die Hauptversammlung der Aktionäre ihre oberste Macht mit einem entsprechenden Organ der Arbeitsseite, etwa einer Belegschaftsversammlung, teilen müßte; daran ist aber vorerst überhaupt noch nicht gedacht. Was wir im Montanbereich seit 1951 haben, ist «qualifizierte», aber keine «paritätische» Mitbestimmung.

Wichtiger als der Streit um ein minimales Übergewicht der Kapitaleseite, wodurch die Mitbestimmung «grundgesetzfest» sein soll, ist die Frage, die sich bei echter Parität unausweichlich stellt: wie gehen die Dinge weiter, wenn die beiden gleich starken Seiten sich nicht einigen, sich in Kampf abstimmung blockieren? Diese Frage ist bekannt unter dem Stichwort der «Patt-Auflösung». Ein Mitbestimmungsmodell ohne zuverlässig funktionierende Patt-Auflösung ist unannehmbar; darüber sind sich *alle* einig; strittig ist nur, welche Art der Patt-Auflösung mit Sicherheit funktioniert.

Sollen die Gewerkschaften nur für die Verwirklichung der Mitbestimmung kämpfen oder auch selbst an der Mitbestimmung beteiligt sein? Grundsätzlich ist Mitbestimmung auf Unternehmensebene Sache derer, und zwar *nur* derer, die miteinander durch Einsatz von Kapital oder von Arbeit etwas «unternehmen». Daß diese, wenn sie es für gut befinden, auch unternehmensfremden Personen ihr Vertrauen schenken und sie als ihre Vertrauensleute in die Mitbestimmungsorgane entsenden können, sollte einleuchtend sein. Wie die Anteilseigner Bankleute in den Aufsichtsrat entsenden können, so die Belegschaft, wenn sie will, Gewerkschaftsfunktionäre. Die Gewerkschaften sehen die Sache anders. Zwar sind sie sich klar darüber, daß sie sich selbst nicht in die Mitbestimmung einschalten können, aber sie meinen, weil sie die Arbeiterschaft «repräsentier(t)en» und die Arbeiterschaft dieser Repräsentation *bedürfe*, müßten sie befugt sein, dafür zu sorgen, daß die Arbeitsseite in den Mitbestimmungsorganen durch geeignete Persönlichkeiten vertreten sei. Begreiflicherweise neigen die Spitzenfunktionäre der Gewerkschaften dazu, sich selbst als für diese Aufgabe geeignet anzusehen, und in der Tat haben sich nicht wenige von ihnen als in hohem Grade qualifiziert erwiesen. Nichtsdestoweniger sollte den Gewerkschaften kein Entsendungsrecht eingeräumt werden; Wahlvorschläge, die sie den Belegschaften machen, genügen voll auf.

In der BRD ist die Frage der Mitbestimmung in jüngster Zeit heillos verwirrt worden durch den Streit um den Platz, der den «leitenden Angestellten» zukomme. Formal sind sie Arbeitnehmer und hätten als solche auf der Arbeitsseite mitzubestimmen, im Aufsichtsrat also auf der Arbeitsbank zu sitzen. Tatsächlich aber gehören sie nicht zum exekutiven, sondern zum initiativen und dispositiven Pol des Unternehmens, d. h. zum Management und damit zu dem Personenkreis, der von

Zen-Meditationsseminare 1976—1977

Information: DZGG, In der Saalhecke,
D-5108 Monschau

Kapital- und Arbeitsseite gemeinsam legitimiert werden und beiden gemeinsam verantwortlich sein soll. Im gesellschaftsrechtlichen Modell der Mitbestimmung ist für die «Leitenden» außer den Vorstandsmitgliedern selbst der rechte Platz nicht zu finden; gerade die unlösbaren Schwierigkeiten, die uns die Einordnung der «Leitenden» schon bei der betrieblichen Mitbestimmung, noch mehr aber bei der Mitbestimmung auf Unternehmensebene bereitet, zeigen, daß das gesellschaftsrechtliche Modell zwar ein äußerst willkommener, ja vielleicht unentbehrlicher Notbehelf war, wir darüber hinaus aber zu einem echten Unternehmensrecht, einer Unternehmensverfassung analog zur Betriebsverfassung, vorstoßen müssen.

Spieler geht in seinem Buch auch auf das Verhältnis von Mitbestimmung, kapitalistischer Wirtschaftsweise und kapitalistischer Gesellschaftsordnung (Klassengesellschaft) ein. Wird die kapitalistische Wirtschaftsweise durch die Mitbestimmung auf Unternehmensebene gerettet oder überwunden? Die Antwort auf diese Frage hängt davon ab, wie man diese Wirtschaftsweise über die bekannte Formel von «Rerum novarum» und «Quadragesimo Anno» hinaus noch genauer definiert. Alle, die extrem «links» stehen, sehen in der Mitbestimmung eine Machenschaft zur Rettung des Kapitalismus und bekämpfen sie deswegen (es sei denn, sie diene ihnen als Weg zur Unterwanderung). Ich würde vorziehen zu sagen, sie ziehe dem Kapitalismus Giftzähne aus. Die kapitalistische Gesellschaftsordnung (Klassengesellschaft), wenn anders darunter verstanden wird die um den vermachteten Arbeitsmarkt zentrierte Gesellschaft von Produktionsmittelbesitzern und von Produktionsmittelbesitz entblöhten (Nur-)Lohnarbeitern, bleibt von der Mitbestimmung als solcher *unberührt*. Das Problem, das «Quadragesimo Anno» unter dem Stichwort der «ordines» (zu deutsch mit «Berufsständische Ordnung», franz. mit «corporativisme» wiedergegeben) angehen wollte, wird durch die Mitbestimmung nicht gelöst; es liegt auf anderer Ebene. Ich halte den von Nuntius Pacelli auf dem Freiburger Katholikentag 1929 ausgesprochenen Gedanken «aus dem Widerstreit der Klassen – die er also als existent ansieht» – zur Kooperation der «ordines», d. h. gesellschaftlicher Großgruppen, die sich um spezifische Leistungen für das Gemeinwohl konkretisieren», nach wie vor für die einzig sinnvolle Möglichkeit. Die von Spieler angezogene, gewiß bemerkenswerte Äußerung Papst Pauls VI., die Kirche habe ihrer Vorliebe für den corporativisme abgesagt, scheint mir das durch die Mißverständnisse um Quadragesimo Anno verschüttete Tor wieder aufzustoßen, um die Diskussion über das von Quadragesimo Anno anvisierte, aber offenbar nicht verständlich gemachte gesellschaftspolitische Ziel auf dem Boden der Erkenntnis, daß wir die immer wieder geleugnete kapitalistische Klassengesellschaft tatsächlich *haben* und es unsere Aufgabe ist, über sie *hinauszukommen*, in zeitgemäßer Weise und mit heutigem Sachverstand wieder aufzunehmen. Die Frage der Mitbestimmung und ihre Lösung liegen nach meinem Verständnis noch innerhalb der kapitalistischen Wirtschaftsweise und der kapitalistischen Gesellschaftsordnung (Klassengesellschaft). Haben wir heute den «sozial temperierten Kapitalismus» (Briefs), so mag die Mitbestimmung ihn zum sozial *durchformten* Kapitalismus veredeln; das mag eine ermutigende Hilfe sein, um weitergehend auch über die Klassengesellschaft hinauszugelangen, *ohne* einer totalitaristischen Klassengesellschaft neuen Stils zum Opfer zu fallen.

Oswald von Nell-Breuning SJ, Frankfurt/M.

UNSCHÄRFE-RELATION IN THEOLOGIE UND GEISTESWISSENSCHAFT

Kann die Theologie, können die Geisteswissenschaften für ihre Methode etwas von den Naturwissenschaften lernen oder muß sich der Ur-Dualismus von Materie und Geist in der grundsätzlichen Aufspaltung der entsprechenden Methoden verewigen? Die heutigen Wissenschaftler (und wir ihnen gegenüber) reagieren oft allergisch auf jede Kompetenzüberschreitung, und an die Möglichkeit eines Universalgenies glaubt heute niemand mehr. Trotzdem erhebt sich immer dringlicher der Ruf nach interdisziplinärer Forschung. Sie setzt voraus, daß es mehrere, *komplementäre* Zugänge zum Erfassen eines Phänomens und einer «Wirklichkeit» gibt. Verhält es sich aber nicht auch innerhalb der einzelnen Disziplin so? Müßten wir nicht auch gerade in der Theologie und im Glaubensverständnis grundsätzlich mehrere mögliche konvergierende aber einander zunächst ausschließende Sehweisen anerkennen? Würden wir mit ihrer Anerkennung nicht sowohl in der Ökumene wie innerkirchlich weiterkommen, als mit der von Katechismen, Evangelienharmonien usw. gemachten Voraussetzung, es müßte sich grundsätzlich alles in der Bibel und in den Traditionen der «Väter» sowie in den Verlautbarungen des Lehramts «harmonisieren» lassen? Der Tod des Atomphysikers *Werner Heisenberg* gibt Anlaß zu solchen Fragen.

Die hier folgenden Überlegungen erheben beileibe nicht den Anspruch, genau vom heutigen Stand der Atomphysik usw. auszugehen, wie überhaupt nicht die Einzelbeispiele interessieren, sondern der Grundduktus: Etwas von dem, was von Heisenbergs Unschärferelation bereits ins allgemeinere Bewußtsein gedrungen ist, soll als *Denkanstoß* für die Theologie und vielleicht als langfristige Therapie gegen Polarisierung und Verketterung angeboten werden. Schließlich hat auch ein Teilhard de Chardin dem christlichen Denken in erster Linie einen Dienst erwiesen, daß er das längst durch Darwin popularisierte Denkmodell der Evolution auch in dem bisher ihm verschlossenen Raum der Kirchlichkeit eingebürgert hat.

Der Verfasser, Pfr. Dr. phil. *Alfred Eggenpieler*, verfolgt seit Jahren in mannigfachen Publikationen über analogisches Denken die hermeneutische Weiterführung der aristotelischen Ontologie. Red.

Was hier zur Sprache kommt, ist ein philosophisches und theologisches Anliegen. Wenn trotzdem das Kapitel der Physik von der Komplementarität reichlich herangezogen wird, dann in der Absicht, daß durch die gründliche Erläuterung einer physikalischen Gegebenheit und auf dem Wege analogischen Vergleichens neues Licht auf theologische Fragen falle, nicht zuletzt auf solche, die bisher Anlaß zur Glaubensspaltung gaben. So versuchte bereits der Hauptbegründer der Komplementarität, *Niels Bohr*, analogische Vergleiche anzustellen, indem er beispielsweise von der Komplementarität der Liebe und Gerechtigkeit sprach (Markus Fierz). Bei aller Unterscheidung der positiven und negativen Elektrizität wissen wir von ihrer einheitlichen Leistung. Ähnlich werden die korpuskulare Natur der Materie und ihr Wellencharakter in der Quantenphysik nicht mehr als Widerspruch, sondern als komplementäre Aspekte der einen und gleichen Wirklichkeit verstanden. Aus empirisch ähnlicher Erfahrung wurden in der ontologischen Abstraktion das kreatürliche Dasein als relatives Sein (Akt) und relatives Nicht-Sein (Potenz), als Einheit in der Unterscheidung, je schon verstanden. Und so, analogisch ähnlich, dürften sich auch die Gegensatzpaare der Humanwissenschaften, beispielsweise das Verhältnis von Glaube und Werk in der Theologie, verhalten. So wenig als in der Physik sollten in der Glaubenslehre die gegenseitigen Aspekte verabsolutiert werden und als unversöhnlicher Widerspruch in einer Glaubensspaltung weiterbestehen.

Von der Polarisierung zur Polarität

Nach neuerer theologischer Forschung ist eine Vielzahl kerygmatischer Entwürfe im NT nicht zu übersehen. Die Frage ist nur, ob es in der christlichen Verkündigung, wie der prominente Neutestamentler *Eduard Lohse* meint, eigentliche Widersprüche gibt.¹

¹ Eduard Lohse, Grundriß der neutestamentlichen Theologie, Stuttgart 1974, S. 161 ff.

Müssen die bekannten Spannungen und gegensätzlichen Aussagen als «Risse» und «widersprechende Aussagen» bezeichnet werden? Ist nicht Paulus mit seiner toleranten Haltung gewissen «schwächeren Brüdern» (judaisierenden Christen) gegenüber ein Beispiel der *Einheit in der Unterscheidung*? Können die vielfältigen Entwürfe der Synoptiker und des Johannes, des Paulus (Glaube) und Jakobus (Werke), die Entfaltung der Charismen und des Amtes, das Bekenntnis der Urgemeinde und eine gewisse hellenistische Ausgestaltung wirklich nicht in einen einheitlichen Rahmen eingefügt werden?

Ein vielfältiges Verständnis für die je andere menschliche Situation muß noch nicht gegen die grundsätzliche theologische Einheit des NT sprechen, und die Variabilität des neutestamentlichen Kerygmas legitimiert noch nicht die Aufspaltung in verschiedene Konfessionen oder Luthers antithetische Abspaltung des «Kanons» vom Kanon. Wo der Geist die Buchstaben lebendig macht, kommt es innerhalb der Einheit des NT wohl zur Unterscheidung, zur analogischen Differenz, zur organischen Spannung und Polarität, nicht aber zum Zerriß oder zur ausschließenden Polarisierung. Die Wissenschaften haben ihre Eigenständigkeit, dürfen sich aber nicht gegenseitig isolieren; sie verhalten sich in gewissem Sinne komplementär zueinander; sie sind methodisch zu unterscheiden, dürfen aber nicht voneinander getrennt werden. In den christlichen Konfessionen wird heute so etwas wie ein «Trend» nach natürlicher Theologie verzeichnet. Es geht um eine Entsprechung des Glaubens zur natürlichen Wirklichkeit im Sinne eines Nachweises der Spuren der im Glauben angenommenen Wahrheit. Dabei ist man sich klar, daß sich die natürliche Theologie aus der Glaubenserfahrung nährt, nicht umgekehrt: also kein Brückenwurf von der Welt zum Glauben, sondern eine Fallbrücke des Heils in die existentielle Erfahrung des Menschen. Luthers Lehre von der Hure Vernunft galt der falschen Subsumierung der Offenbarung unter die Vernunft.

Erinnert es beispielsweise nicht an eine natürliche Theologie, wenn aus dem kollektiven Unbewußten (C. G. Jung) dieselben Symbole auftauchen, deren sich auch die «von oben» (Transzendenz) kommende Offenbarung bedient. Jene haben ungezählten Menschen zur Heilung verholfen. Damit soll der Glaube nicht psychologisiert oder der transzendente Charakter der Offenbarungsreligion in Frage gestellt werden. Man weiß aus Erfahrung am AT, daß die menschliche Seele Symbole bereit hält, derer die Offenbarung sich bedient. Dadurch vermag der Mensch mit seiner natürlichen religiösen Erfahrung der Offenbarung nicht nur ablehnend, sondern in besonderem Maße geöffnet gegenüberzustehen. Dieser Sachverhalt führt uns unausweichlich dazu, den Menschen als eine das Ich übersteigende komplementäre Ganzheit von individuellem Bewußtsein und kollektivem Unbewußtem, von natürlicher und übernatürlicher religiöser Erfahrung zu betrachten. Dieses Verständnis braucht keineswegs die Einheit der christlich dogmatischen Wahrheiten zu zerstören; es öffnet vielmehr das Auge für deren Sinnerfülltheit. Das Christliche ist auf das Natürliche angelegt, und das Natürliche und Menschliche ist auf das Christliche finalisiert.

Über Heisenberg zu Aristoteles

Ein weiteres Beispiel von komplementärer Einheit in der Unterscheidung oder Vielfalt bietet uns die heutige Quantenphysik. Stand das 19. Jahrhundert noch unter dem unveröhnlich dualistischen Gegensatz von Raum und Zeit, von Kraft und Stoff, so schuf das 20. Jahrhundert nicht die Reduktion oder Identifizierung, wohl aber die komplementäre Einheit von Welle und Körper und die Solidarität von Raum und Zeit. Nach der Dialektik Hegels dürfte es nur die Alternative zwischen den sich gegenseitig ausschließenden antithetischen Gegensätzen und ihren Umschlag in die Vermischung oder absolute Identität geben.

Der bahnbrechende Physiker und Nobelpreisträger *Werner Heisenberg* rät, anstatt von unüberbrückbaren Gegensätzen von der Vielseitigkeit der Natur und des Geistes zu sprechen. Er schreibt: «An die Stelle der reinen Alternative, die in ihrer Härte oft der Wirklichkeit nicht gerecht wird, tritt eine komplementäre Betrachtungsweise, die es leichter macht, ein Problem von verschiedenen Seiten zu sehen und nicht voreilig von unüberbrückbaren Gegensätzen zu sprechen.»² Heisenberg wünscht sich anstatt des «Verwischens der Konturen» (Hegel) ein «subtileres Denken».

Im Experiment kann der Ort eines Elementarteilchens gemessen oder aktuiert werden, während seine Geschwindigkeit unbestimmt bleibt; oder es kann umgekehrt, bei Unschärfe des Ortes, die Geschwindigkeit bestimmt werden. Das «An sich» zwischen den zwei Messungen oder außerhalb unserer Beobachtung oder besser Aktuierung – also nicht nur unsere Erkenntnis davon – bleibt unbestimmt und kann höchstens als «Tendenz» oder «Wahrscheinlichkeit» verstanden werden.

«Die Wahrscheinlichkeitswelle», meint Heisenberg, «bedeutet die quantitative Fassung des alten Begriffs der *dynamis* oder *potentia* in der Philosophie des Aristoteles. Sie führte eine merkwürdige Art von physikalischer Realität ein, die etwa in der Mitte zwischen Möglichkeit und Wirklichkeit steht... Der Übergang vom Möglichen zum Faktischen findet also während des Beobachtungsaktes statt. Wenn wir beschreiben wollen, was in einem Atomvorgang geschieht, so müssen wir davon ausgehen, daß das Wort (geschieht) sich nur auf die Beobachtung beziehen kann, nicht auf die Situation zwischen zwei Beobachtungen... Es ist unmöglich, anzugeben, was mit dem System zwischen der Anfangsbeobachtung und der nächsten Messung geschieht. (Potentieller Zustand! A. E.) Nur im dritten Schritt einer neuen Messung kann wieder der Wechsel vom Möglichen zum Faktischen vollzogen werden.»³ Ähnlich drückt sich der Atomphysiker Bernhard Philberth, *A. Wenzl* zitierend, aus: «Die Welle ist die Verbindung der zusammengehörigen Reaktionen miteinander über Raum und Zeit. Die Wellenvorgänge sind die Zwischenereignisse zwischen den korpuskularen Reaktionsereignissen. Welle und Körper sind Potenz und Akt (A. Wenzl) im Geschehen.»⁴

Die quantentheoretische Feststellung von Teilchen und Wellen bewirkt, daß dieselbe Realität sowohl als Materie als auch als Kraft in Erscheinung tritt. «Wenn man diese Situation», schreibt Heisenberg, «vergleicht mit den Begriffen Stoff und Form bei Aristoteles, so kann man sagen, daß die Materie des Aristoteles, die ja im wesentlichen (potentia), d.h. Möglichkeit, war, mit unserem Energiebegriff verglichen werden sollte; die Energie tritt als materielle Realität durch die Form in Erscheinung, wenn ein Elementarteilchen erzeugt wird.»⁵

«Das Beharren», meint Heisenberg, «auf der Forderung nach völliger logischer Klarheit würde wahrscheinlich die Wissenschaft unmöglich machen» und wohl auch die kreative Entwicklung aus dem Nicht-Sein (fortwährende Schöpfung! A.E.) erstarren lassen. Heisenberg hofft, «daß es möglich sein müßte, die Welt von einem einheitlichen Grundprinzip aus zu verstehen.»⁶ Dem entspricht in der Philosophie das Erste Prinzip des Aristoteles, nach dem ein und dasselbe zugleich sein und nicht sein kann, vorausgesetzt, daß es dies nicht in gleicher Hinsicht ist, sondern im Hinblick auf das Aktuell- und Potentiell-Sein ist. Jede der beiden Komponenten oder Aspekte ist nur teilweise richtig. Hier läßt sich ein Vergleich ziehen mit dem paulinischen «Sich freuen, als freue man sich nicht» (1 Kor 7, 30), was das eigentliche Kreatursein auf der ganzen Linie charakterisiert im Vergleich und im Hinblick auf Gott, den allein Absoluten.

Die neue Situation der Quantenphysik ist nicht mit den Begriffen der klassischen Physik oder des täglichen Lebens mit ihrem oberflächlichen Anschauung entsprechenden Identitätsprinzip der Makrowelt zu bewältigen. Die Mikrowelt bestätigt und illustriert das aristotelische und thomasische

Prinzip vom Zugleich des *relativen* Seins und Nicht-Seins. Dieser *relative* Charakter des Kreatürlichen bedingt jedoch die Unterscheidung von Komponenten und erlaubt keine Trennung und keine damit gegebene Absolutsetzung der beiden Komponenten. Durch diese kann es nur zu konfessionellen Überspitzungen und zur absolutistischen und antithetischen Dialektik Hegels kommen, die logischerweise durch die ungebührliche Absolutsetzung kreatürlicher Komponenten zur Auflösung führen dürfte.

Die kreativen Gestaltungskräfte der Natur

Die Ordnung der Schöpfung in den verschiedensten Wirklichkeitsbereichen beruht auf der Nichtausschließlichkeit und Nichtabsolutsetzung der relativen Gegensätze, auf der Konstituierung der komplementären Komponenten zum einheitlichen Ganzen. Das ist der wertvolle Denkanstoß der Quantenphysik zur Regenerierung der Geisteswissenschaften. Die gleiche Wirklichkeit kann beispielsweise physikalisch zugleich aktuell Korpuskel und potentiell Welle, oder aktuell Welle und potentiell Korpuskel sein. Erst beide «Bilder» (man kann auch in der Mikrowelt wie in der Theologie die Vorstellungen und Bezeichnungen der Makrowelt nur analogisch verwenden) ergänzen sich zur vollen Wirklichkeit. *C. F. von Weizsäcker* spricht von «koexistierenden Zuständen», denn jeder Zustand enthalte bis zu einem gewissen Grad (eben potentiell. A. E.) auch den andern.

Nach Heisenberg bilden Atome und Elementarteilchen eher eine Welt von Tendenzen und Möglichkeiten als von Dingen und Tatsachen. In diesem Reiche der «Urphänomene» (Goethe) wirken die kreativen, von Goethe als göttlich empfundenen Gestaltungskräfte der Natur. Die heutige Forschung führt von der unmittelbaren sinnfälligen Gegenwart in eine zunächst unheimliche Leere und Ferne (wie sie die Mystik ähnlich in der geistlichen Welt kennt), von der aus aber erst der schöpferische Impuls im großen Zusammenhang der Welt erkennbar wird, der einheitlich alle Verhältnisse und Lebensvorgänge bestimmt.

Der Naturphilosoph *Zeno Bucher* durchleuchtet die Tatsache, daß die Elementarteilchen «aus einem sehr geheimnisvollen Urgrund, darin sie virtuell, potentiell als reale Möglichkeiten (schlummern), unter bestimmten Bedingungen erweckt, aktualisiert, erzeugt, verleblicht und geboren werden können. Und ebenso können sie wieder in dieses Urfeld hinab entwirrt werden oder sich in andere, wenn auch nicht beliebige Teilchen mit völlig neuen Eigenschaften umwandeln.» Er fragt sich, ob nicht «gerade das Schöpferische der Natur, metaphysisch hinterfragt, nur als fortdauernde Schöpfung zu verstehen sei, indem der eine und zeitlose Akt der Urschöpfung auch den ganzen durch die Zeiten sich schöpferisch verwirklichenden Selbstaufbau der Natur innerlich trägt und ontisch erwirkt.» Das bedeutet allerdings, fährt Bucher fort, keine «Entmächtigung der innerweltlichen Eigenkausalität der Natur», sondern nur «daß Gottes schöpferisches Erwirken in jeder Phase der kosmischen Anagenese gegenwärtig ist und das Werk der Natur, was immer es hervorbringt, aus transzendenten Tiefen erstursächlich erwirkt.»⁷

Die moderne Physik hat durch ihre experimentelle Forschung den starren Rahmen des Determinismus gelöst und die Raum-Zeit-Einheit entdeckt. Der stärkste Teil dieses starren Rahmens war die nach dem Identitätsprinzip konzipierte nur aktuierte Materie. Die geheimnisvoll schöpferische Realität des platonischen *me on* (Nicht-Sein), des Potentiellen, hat mit ihrer *dynamis* oder Potenz diese Welt erschüttert. Aus Erschütterung und Ratlosigkeit müssen auch die Geisteswissenschaften zur wahren *dynamis* oder Potenz zurückfinden, die nicht wiederum für sich isoliert oder verabsolutiert zu einem kopf- und bodenlosen Evolutionismus entarten darf, sondern, auf die höhere und höchste Aktualität ausgerichtet, zu schöpferischem Werden und zu Neugeburt fortschreiten muß.

² Werner Heisenberg, Schritte über die Grenzen, München 1973, S. 10.

³ Werner Heisenberg, Physik und Philosophie, Stuttgart 1972, S. 23, 38, 30.

⁴ Bernhard Philberth, Der Dreieine, Stein am Rhein 1971, S. 513.

⁵ Werner Heisenberg, a.a.O., S. 151.

⁶ Werner Heisenberg, a.a.O., S. 44.

⁷ Zeno Bucher, Das Schöpferische der Natur als fortdauernde Schöpfung, Salzburger Universitätsreden, Salzburg und München 1973, S. 7, 1, 16

Theologische Komplementarität statt falscher Alternativen

Wenn schon die Materie das Geheimnis der Unschärfe, des Unbestimmbaren und der komplementären Zweiseitigkeit in sich schließt, scheint es aussichtslos, die philosophischen und sogar theologischen Probleme ohne komplementäres Verständnis, mit einseitigen Reduzierungen und Verabsolutierungen bewältigen zu wollen. Gerade unser Kreatur- und Christsein beruht auf der Ergänzungsnotwendigkeit des einen durch das andere in vertikaler und horizontaler Hinsicht.

Was ist das Wesentliche: das Statische oder Dynamische, die Erkenntnis oder das Handeln, der Glaube oder die Werke? Solche und ähnliche Fragen sind in Gefahr, zu *falschen Alternativen* zu führen. Ist das Zeugende oder das Gebärende das Eigentliche? Im Verhältnis der Geschlechter erfahren wir das Uneigentliche solcher Fragen. Das Eigentliche liegt im männlich-weiblichen Zusammenspiel. Die kreative Entwicklung der Schöpfung, des kosmischen Eros, beruht auf einer Überfülle von Komplementaritäten. Die niedersten und höchsten Seinsebenen spiegeln sich, freilich nur analogischerweise, ineinander, während der Dreieine selbst das höchste Modell des Komplementären darstellt.

Der Sohn Gottes selbst erklärt: «Ich bin das Licht der Welt». Hell und Dunkel illustrieren die Ontologie, das schöpferische Spiel vom Sein (Akt) und Nicht-Sein (Potenz). Das Licht ist das große Gleichnis und Symbol Gottes. Da sind zum Beispiel die Grundfarben Blau, Rot, Gelb: zusammen geben sie das absolute Weiß. Und da ist die invariante Geschwindigkeit, auf die hin – als ihr Maß – alle Räume und Zeiten orientiert sind: auf die große Triade Raum-Zeit-Energie.

Welle und Korpuskel sind trotz ihrer komplementären Zusammengehörigkeit so uneinholbar unterschieden, daß eine Reduzierung des einen auf das andere unmöglich ist. Hegel löst das Problem der Gegensätze oder kreatürlichen Unvollkommenheit und Komplementarität durch eine Flucht nach oben in die göttliche Absolutheit, indem er die zunächst aufgetrennten Gegensätze kurzerhand reduziert und identifiziert. Die physikalische Forschung weiß heute, daß sich die bipolare Komplementarität (als Stigma des Kreatürlichen) auf keiner «höheren Ebene» (Hegel) auflösen läßt. An dieser Tatsache scheitert Hegels pantheistische Absolutheit und seine monistische Vermischung und Identifizierung der komplementären Gegensätze.

Nach der klassischen Physik ist die Materie als Komplementarität von Korpuskel und Welle ein glatter Widerspruch. Entweder ist die Materie, so dachte man, Welle oder Korpuskel, aber nicht beides zugleich. Ähnlich dachte die alttestamentliche Synagoge und denkt heute der rationalistische Verstand: Jemand ist entweder Gott oder Mensch. Ein Gott-Mensch wird zum «Ärgernis» und zum «Zeichen des Widerspruchs». Hier und am Geheimnis der Dreieinigkeit sind (ob der transzendenten und analogischen «Unschärfe» und «Unbestimmbarkeit») der rationalen Feststellbarkeit der strukturellen Zusammenhänge die größten Grenzen gesetzt. Man versuchte und versucht diese höchsten Mysterien des Glaubens jedoch mit rationalen Operationen zu umfassen, die sich nicht einmal die Elementarteilchen bieten lassen.

Gott wohnt im «unzugänglichen Lichte». Wenn wir, schon von dem Geheimnis der Komplementarität des irdischen Lichtes «geblendet», in Bescheidung das forschende Auge schließen müssen, wieviel mehr stellen sich «Unschärfe» und «Unbestimmbarkeit» vor den Allerhöchsten, so daß wir in Demut vor seiner Unendlichkeit und Allmacht, vor seinem Abstieg in unsere Zeit und Geschichte den kritischen Verstand mit der anbetenden Liebe vertauschen.

Hans Küng schreibt in seinem allerersten Buch (Rechtfertigung) trefflich von einem «dynamisch-lebendigen Denken, das in der Negation zugleich affirmiert und in der Affirmation negiert, das nie nur eine Seite beleuchtet, auch nie starr zwei Seiten nach- oder nebeneinander, sondern immer das Ganze von vielen Seiten zugleich in einem lebendigen Wechsel».⁸

⁸ Hans Küng, Rechtfertigung, Einsiedeln 1957, S. 22.

Mit der Komplementarität und Analogie des Glaubens kehren wir zum Grundanliegen dieser Ausführungen zurück⁹. Glaube und natürliche Wirklichkeit sind in gewissem Sinne komplementär und implizieren sich, ohne identisch zu sein: als Einheit in der Unterscheidung. Mit der Ablehnung der natürlichen Theologie wird eigentlich nicht Gott die Ehre gegeben, sondern ein gewisses theologisches Bewußtsein bis zur Einengung und Verzerrung isoliert. Das beeinträchtigt nicht nur die Re-ligio, das Verhältnis des Menschen zu Gott und zu sich selbst, sondern nährt auch den konfessionellen Separatismus mit seiner Abkapselung und Erstarrung.

Wir haben den Zugang zu Gott und zum Guten «per ea quae facta sunt». Andererseits glauben wir, um uns und die Welt besser verstehen zu können. Wir benützen jedoch die neuesten Erkenntnisse der Atomphysik von der Materie, um die letzten und höchsten Geheimnisse unseres Glaubens ganzheitlicher und erleuchteter erleben zu können.

Die Wahrheit ist, obwohl sie komplementär ist, einleuchtend. Die Komplementarität impliziert die – wenn auch spannungsvolle – Einheit und bewahrt vor aller unechten Harmonisierung. Die Zeit der vielen Worte und langen Abhandlungen sollte vorbei sein. Unter Berücksichtigung wahrer Hermeneutik, die Vergangenes nicht in jedem Fall absetzt, sondern mit der evolutiv bedingten Anreicherung mitführt (Gadamer), bleibt Goethes Wort sinnvoll: «Die Wahrheit ist schon längst gefunden, hat edle Geisterschaft verbunden, das alte Wahre – Faß es an!» Alfred Eggensteiner, Klingenzell

⁹ Diese Sicht findet ihre illustrative Entsprechung, freilich nur analogischerweise, in der physikalischen Komplementarität von Welle und Korpuskel. Die scheinbaren Widersprüche in der biblischen Theologie, wie beispielsweise der von Glaube (Paulus) und Werk (Jakobus), lassen sich als komplementäre Pole (nicht «Gegensätze», weil diese eine verschärfende Setzung des Menschen sind) versöhnen. Je nach Situation wendet sich Paulus gegen die Werke ohne Glauben, gegen selbstgerechte Werke, die im Unterschied zu den Glaubenswerken eigentlich keine sind, während Jakobus den Glauben, nämlich den bloß theoretischen (der ohne die potentielle Bereitschaft zu den Glaubenswerken ist) ablehnt. Beide Thesen sind miteinander im Einklang, wie im «simul iustus et peccator» (Gerechter und Sünder zugleich). Beiden liegt eine komplementäre Ganzheitsschau zugrunde, nach der der Glaube die Werke und die Werke den Glauben potentiell enthalten.

Der abgenommene Judas

Bemerkungen zu einer vernachlässigten Ikonographie

Eine Ikonographie ohne mitgegebene Abbildungen ist ein schwieriges Unterfangen. Aber die wesentlichen Züge der im folgenden mit wenigen Strichen gekennzeichneten Bilder über die Judasgestalt dürfen, zumal in der Passionszeit, als bekannt vorausgesetzt werden. Das Interesse für diese Gestalt dürfte in weiten Kreisen der Film «Jesus Christ Superstar» neu geweckt haben.

Unserem jüdischen Autor, Hermann Levin Goldschmidt, geht es aber diesmal wie gesagt um die Ikonographie, nachdem er sich schon früher mit der Thematik des «Heilvollen Verrats» auseinandergesetzt hat. Wir benützen die Gelegenheit, auf sein jüngst im Verlag Katholisches Bibelwerk erschienen Buch *Weil wir Brüder sind*, Biblische Besinnung für Juden und Christen, Stuttgart 1975, hinzuweisen. Es handelt sich um Meditationen über biblische Themen, mit denen der Autor «vor allem versucht, Christen die jüdische Botschaft zu verkündigen» (E. L. Ehrlich im Israelit. Wochenblatt). Ein Abschnitt ist der jüdisch-christlichen Begegnung gewidmet, und zwar unter dem von Goldschmidt geprägten Begriff «Heilsgeschichtliche Arbeitsteilung zwischen Judentum und Christentum»: Vgl. Orientierung 1975/8, S. 93 ff. (Red.)

Da, euer Gott!

da, mein Herr, ER...

wie ein Hirt weidet er seine Herde,

Lämmer hält er in seinem Arm...

(Jesaja 40, 9–11)

Welcher Mensch unter euch, der hundert Schafe hat und eins von ihnen verliert, läßt nicht die neunundneunzig in der Wüste

zurück und geht dem verlorenen nach, bis er es findet? Und wenn er es gefunden hat, legt er es voll Freude auf seine Schultern...

(Lukas 15, 5)

Besinnung auf Judas und den hier angeprangerten Verrat ist Besinnung auf eine der Quellen, die das christlich-jüdische Verhältnis seit bald zwei Jahrtausenden vergiftet. Stärker als die sämtlichen anderen Einflüsse, die von den jüdenfeindlichen Äußerungen des frühen Christentums her das Bild vom Juden verzerren, wirkt die Verzerrung dieses Bildes durch dasjenige vom Judas. Mögen die Bibelwissenschaft und Geschichtsforschung oder auch nur redliches Lauschen auf das wahre Wesen Jesu und seiner Gemeinde noch so viel Umbesinnung in die Wege leiten! Solange Judas nicht miteinbezogen wird, bleibt seine Verteufelung eine solche der Juden, bewußt oder unbewußt. Wenn beispielsweise Jesus, statt zum Abbruch der Verbindung mit dem Judentum zu veranlassen, als ein Brückenschlag hervortritt, der Christen und Juden verbrüdert, steht noch immer oder jetzt erst recht Judas zwischen ihnen, jeder noch so gut gemeinten Verständigung spottend.

Dabei haben sich zu den abschätzigen Äußerungen des Evangeliums und der Apostelgeschichte die womöglich noch viel böseren Bilder ihrer malerischen und bildhauerischen Vergegenwärtigung hinzugesellt. Deshalb nistet sich Antisemitismus schon in Kinderherzen ein, längst bevor das Bewußtsein Anerkennung oder Ablehnung der Juden verarbeiten kann; wütet dieser Antisemitismus auch noch dort, wo weder die Bibel gelesen wird, noch die Juden leibhaftig begegnen. Von Judas her ist das Vorurteil da. Und mit seinem Bild an irgendeiner Wand, auf irgendeinem Blatt, in irgendeinem Buch oder im Sprachgebrauch als Judaskuß, Judaslohn, Judasnatur und – «Schreib: Judas!», heißt es bei Schiller¹ – steht Judas schlechthin so abscheulich da, daß nun auch noch die folgende Verdrängung irreführt. Dem Bewußtsein nach bewahrt man sich vor dem, von dem man sich tiefzuletzt beeindruckt findet, so daß dieses eben doch Wahrgenommene weiter und auch hier weiter verbreitet wird, wie eine Wahrheit.

Vergebens hält die Besinnung auf Judas nach Forschungen Ausschau, die wenigstens das Material zur Verfügung stellen würden, das für Jesus, Maria, die Apostel und ihre Umwelt weitgehend vorliegt. Oft fehlt bereits das Stichwort Judas, während er – und als Judas der Jude – mindestens achtzehnmal vor die Augen tritt, wenn das Evangelium durch Bilder vergegenwärtigt wird. Gleichzeitig wird nicht zur Kenntnis genommen, was auf diese Weise Judas und den Juden angetan ist. Der folgende Beitrag zur vernachlässigten Ikonographie des Judas bietet deshalb nur Anfänge; er endet aber vor einem Bild in Vezelay mit dem selben befreienden Ausblick, den ich schon in meiner «Neuen Besinnung auf Judas» als «Heilvollen Verrat» ins Bewußtsein zu heben versucht habe.²

Von Hermann Riegel³ und Wilhelm Porte⁴ stammen frühe Arbeiten, die noch mit Genugtuung feststellen, daß und wie schmäzlich Judas angeprangert wird, während Oswald Goetz⁵ und Hanna Jursch⁶ sachlich vorgehen, wobei Goetz sich aber mit dem Tod des Judas begnügt, Jursch nur acht Vorkommnisse des Judas verzeichnet. In Tat und Wahrheit sind es mindestens achtzehn, und zwar fünf vor und sechs nach dem Abendmahl, bei dem Judas siebenmal und zunehmend krasser als der am Tisch buchstäbliche «Außenseiter» dargestellt wird, sowie als der und das Böse schlechthin.

¹ Die Piccolomini IV, 7.

² Hermann Levin Goldschmidt: Heilvoller Verrat. Neue Besinnung auf Judas. Zürich, 1974.

³ Hermann Riegel: Über die Darstellung des Abendmahls in der toscanischen Kunst. Hannover, 1869.

⁴ Wilhelm Porte: Judas Ischarioth in der bildenden Kunst. Inaugural-Dissertation. Berlin, 1883.

⁵ Oswald Goetz: «Hie hencktt Judas» (Form und Inhalt. Otto Schmitt zum 60. Geburtstag. Stuttgart, 1950).

⁶ Hanna Jursch: Das Bild des Judas Ischarioth im Wandel der Zeiten (Akten des VII. Internationalen Kongresses für christliche Archäologie. Vatikanstadt/Berlin, 1970).

Das siebzehnte von achtzehn Bildern

Den Beginn machen *erstens* die Berufung der Zwölf (Mt 10, 1–4; Mk 3, 13–19; Lk 6, 12–16) und *zweitens* die Fußsalbung Jesu zu Bethanien, bei der zwar nach Matthäus alle und nach Markus einige Jünger wegen dieser Verschwendung murren, Johannes aber nur Judas – und aus Eigensucht – so murren läßt (Mt 26, 8, 9; Mk 14, 4, 5; Jo 12, 4–6), sowie *drittens* die Verabredung des Verrats (Mt 26, 14–16; Mk 14, 10, 11; Lk 22, 14–22). Hier ist es umgekehrt Johannes, der sie ausläßt, auf eine ganz andere Auslösung des Verrats erpicht. Anschließend folgen zwei Vorgänge unmittelbar vor dem Abendmahl, nämlich *viertens* die Fußwaschung der Zwölf durch Jesus (Jo 13, 1–19) und *fünftens* die «Cena Eucaristica», die Lukas (29, 14–22) dem Passahmahl voranstellt. So läßt, wie bereits Riegel es richtig erkannt hat⁷, Fra Angelico bei seiner «Eucharistie» Judas als den zweiten von rechts neben den anderen knien, indem er ihn durch die Schwärze des Heiligenscheins aber auch von ihnen scheidet.

Beim Abendmahl eröffnen sich dann mindestens sieben Möglichkeiten erbarmungsloser Anprangerung, wobei der bevorstehende Verrat den einen «Judas» von vornherein zum Störenfried macht, obgleich es sogar noch bei Johannes – dem hier härtesten Ankläger – verborgen bleibt, auf was Jesus abzielt und weshalb er Judas hinausgehen läßt. Alle Zwölf äußern *sechstens* ihr «Doch nicht ich, Herr?» im Anschluß an das «Wahrlich, ich sage euch: Einer von euch wird mich verraten (Mt 26, 21, 22; Mk 14, 18, 19; Lk 22, 22, 23; Jo 13, 21, 22).»

Ebenso bestätigt Jesus *siebtens* nur noch einmal, daß einer der Tischgenossen ihn verraten werde (Mt 26, 23; Mk 14, 20; Lk 22, 21). Die bildliche Darstellung hat hieraus aber schon früh eine abwertende Aussonderung des Judas entwickelt, als läge – und mit einmaliger Gier – gerade nur seine Hand auf dem gemeinsamen Tisch, oder tauche gerade nur er sie in die gemeinsame Schüssel. Dann jedoch tritt Judas wirklich als der künftige Verräter hervor: sei es *achtens* mit seinem von Matthäus (26, 25) berichteten «Doch nicht ich, Rabbi?» und der Antwort Jesu «Du hast es gesagt», sei es *neuntens* mit dem bei Johannes (13, 26, 27) ihm von Jesus dargebotenen Bissen. «Und nach dem Bissen, da fuhr der Satan in ihn hinein», heißt es bei Johannes (13, 27): *zehntens* Anlaß zur Beigeselung Satans, als wäre der nur von Johannes vertretene krasse Dualismus buchstäblicher Verteufelung der Juden (8, 44) und des Judas (6, 70; 71) allgemeine Grundtatsache des Evangeliums. Mit dem von Jesus ihm gereichten Bissen fährt der Teufel vom Munde oder hinten her in Judas ein, scheußlich und schauderhaft.

Verdammend wirkt sich aber auch und *elftens* das einmal mehr nur von Johannes Berichtete aus, daß Judas «den Beutel hatte», diese «Kasse», wie die Zürcher Bibel 12, 6 und 13, 29 übersetzt, ein im Dienste aller verwaltetes Amt, das Johannes ihm als nochmals Böses zum Vorwurf macht: «weil er ein Dieb war... und das Eingelegte beiseitebrachte (12, 6).» Bei Porte kann nachgelesen werden⁸, wie und in welchem Ausmaß zunehmender Schimpflichkeit der von Judas getragene Beutel hervorgehoben wird, nachdem er in den Passionsspielen zum Kennzeichen des Judas geworden war und von ihnen aus ein Motiv seiner künstlerischen Darstellung wurde. Vom abstoßenden «Festhalten» am materiellen Gut bis zur «verräterischen» Verheimlichung des Beutels, um mit ihm den hier mitgetragenen «Judaslohn» zu verbergen, dient alles und jedes nur dem einen: diesen Judas verdächtig sein, verächtlich scheinen zu lassen!

Bis Judas – den weder Matthäus noch Markus, noch Lukas aus der Tischgemeinschaft entfernen – bei Johannes (13, 27–31) dadurch neues Ärgernis erregt, daß er *zwölftens*, als es

⁷ a.a.O., S. 46.

⁸ a.a.O., S. 72 ff.

Nacht war, in dieser Stunde des Teufels hinausgeht: ein sich so gleichsam selbst «Bezichtiger», ohne daß es aber die andern begreifen, und obgleich Jesus selber ihn ausdrücklich entläßt. «Was du tun willst, tue bald!» So führt Judas nun *dreizehntens* die Häscher nach Gethsemane, wo Jesus betet, Petrus, Jakobus und Johannes schlafen (Mt 26, 30–47; Mk 14, 32–43; Lk 22, 39–47; Jo 18, 1–3). Großartig hat beispielsweise Mantegna, böseartig Altdorfer diesen Vorgang vergegenwärtigt: sein Judas zeigt mit dem Beutel dorthin, wo der Kelch an Jesus nicht vorübergeht.

Nun aber ereignet sich *vierzehntens* das ebenso Seltsame wie Herrliche einer Innigkeit sondergleichen, von Johannes deshalb unterdrückt: Jesus empfängt den Judaskuß (Mt 26, 48, 48; Mk 14, 44, 45; Lk 22, 47, 48). «Weshalb küßt Judas Jesus in Gethsemane? Ist so schon jemals eine Schar von Häschern auf ihr Opfer aufmerksam gemacht worden?»⁹ Man lese die Antwort auf diese Frage mit ihrem Nachweis von «Erfüllungen» der Schrift, derentwegen der Kuß ins Evangelium kam, sowie ferner bei Porte, was sich hier den Künstlern für Möglichkeiten der Stellung – und Stellungnahme – boten: «Judas sich nähernd, auf den Herrn deutend, nach dem Kuß hinter ihm stehend, die Hand an Christi Brust oder Arm legend oder ihn an der Hand fassend, einen Arm um Christi Rücken schlingend, beide Arme um Christum schlingend, mit dem Finger auf ihn tупfend usw.»¹⁰

So vieles den Erforscher der vernachlässigten Ikonographie des Judas erschreckt und bestürzt, diese Begegnung, oft als eine solche reinster Brüderlichkeit und fast immer mit einem Judas dargestellt, von dem Jesus sich küssen lassen konnte, ermutigt. Was der «abgenommene Judas» zuletzt tatsächlich zum Ausdruck bringt, ist schon hier frohe Botschaft, die ein Künstler wie Dürer in seiner «Großen Passion» allerdings auch zur Verzerrung des Judasbildes zu benutzen versteht. Denn außerdem bleibt diese Begegnung Episode. Gleich wird Judas wieder verteufelt.

«Wer nicht bereut, der ist nicht freizusprechen. / Bereut und Tun zugleich geht auch nicht an, / dieweil der Widerspruch es nicht erlaubt», singt Dante¹¹, und so wurde – und *fünfzehntens* – die Reue des Judas weitere Schuld, der *sechzehntens* sein Tod nicht etwa Sühne, sondern nochmals Schuld hinzufügt: diejenige des Selbstmords. Was das «Hie hencktt Judas» an bildlichen Ausdrucks- und teuflischen Erscheinungsweisen

⁹ wie ², S. 14.

¹⁰ a.a.O., S. 87 ff.

¹¹ Die göttliche Komödie, I, XXVII.



ORIENTIERUNG Herausgeber: Institut für weltanschauliche Fragen
 Redaktion: Ludwig Kaufmann, Raymund Schwager, Karl Weber, Jakob David, Albert Ebnetter, Mario v. Galli, Werner Heierle, Robert Hotz, Josef Renggli, Josef Rudin
 Anschriften von Redaktion und Administration: Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, ☎ (01) 36 07 60
 Bestellungen, Abonnemente: Administration
 Einzahlungen: «Orientierung, Zürich»
 Schweiz: Postcheck Zürich 80-27842
 Schweiz. Kreditanstalt Zürich-Enge Konto Nr. 0842-556967-61
 Deutschland: Postcheck Stuttgart 62 90-700
 Österreich: Postsparkasse Wien Konto Nr. 2390.127
 Italien: Postcheck Roma 1/28545
 Abonnementspreise:
 Schweiz: Fr. 28.— / Halbjahr Fr. 16.— / Studenten Fr. 19.—
 Deutschland: DM 29.— / Halbjahr DM 16.— / Studenten DM 20.—
 Österreich: öS 195.— / Halbjahr öS 120.— / Studenten öS 120.—
 Übrige Länder: sFr. 28.— plus Versandkosten
 Gönnerabonnement: Fr./DM 35.— (Der Mehrbetrag wird dem Fonds für Abonnemente in Länder mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)
 Einzel exemplar: Fr./DM 1.70 / öS 10.— plus Porto

AZ Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion
 8002 Zürich

ausgelöst hat, Inhalt genug, um ein Buch hierauf zu beschränken, läßt Goetz (vgl. ⁵) nur ahnen. So hat er auch die in Vezelay gewagte Wendung außer acht gelassen. Vor ihr sei aber noch vorweggenommen, daß Judas *achtzehntens* von dem «allgemeinen und gerechten Gericht unseres Herrn Jesus Christus» ereilt wird, bei dem das Malerhandbuch des Malermönchs Dionysios vom Berge Athos ihn – und mit ihm die Juden – ein letztes Mal anführt: «Zur Linken sind alle Sünder, welche von ihm weggetrieben und mit dem Teufel und dem Verräter Judas verurteilt sind: die tyrannischen Könige, die Götzendiener, die Antichristen, die Häretiker, die Mörder . . . und vor allem die unverständigen Juden . . .»¹²

Noch nicht besprochen und hier nicht zu erörtern ist die Geschichte der künstlerischen Bewältigung des Judas-Themas und ihre Beeinflussung von den Dogmen der Ost- und Westkirche her und durch nationale Eigentümlichkeiten. Schon die Farbe, mit der Judas zum Judas gemacht wird, ruft nach einer eigenen Geschichte, in der das Entsetzen nicht fehlen darf, mit dem Dante das Gesicht des Judas im Rachen des Teufels erblickt: «rot wie Blut».¹³ Auch die Abwertung des Judas oder seine Steigerung ins immer noch Häßlichere oder – seiner Tracht und Körperlichkeit nach – «jüdischere» in dem Ausmaß der Abwertung und Verfolgung der Juden und des Judenhasses, zu denen umgekehrt auch er wieder Anlaß gibt, vor allem zu Ostern¹⁴, verlangt nicht bloß nach einem, sondern vielen Büchern, die erst noch zu schreiben sind. Schließlich dient das Evangelium, das hieran allerdings nicht ganz unschuldig ist, nur noch zum Vorwand, um den eigenen Antisemitismus sich austoben zu lassen.

Zu Vezelay aber tritt *siebzehntens* neben die Hängung des Judas seine Abnahme: ein ganz einfacher Mensch, wohl ein Hirte, legt ihn sich über die Schultern. Hier ist mit dem Jesuswort Ernst gemacht, daß ein Mensch, der auch nur ein einziges Schaf verliert, die neunundneunzig, die er nicht verloren hat, zurückläßt, bis er das verlorene findet. «Und wenn er es gefunden hat, legt er es voll Freude auf seine Schultern (Lk 15, 5).» Wie zur Kreuzigung Jesu seine Abnahme vom Kreuz hinzutritt, gesellt sich so auch bei Judas diese Abnahme hinzu. Überlegungen wie diejenigen Karl Barths von der Kunst her vorwegnehmend: «Kann man bei aller Unähnlichkeit die Ähnlichkeit übersehen, in der unter allen anderen Aposteln allein Judas hier Jesus gegenüber und zur Seite steht? . . . Es bleibt, daß auch er . . . seinen Tod an der Stelle der anderen erlitten hat. Daß Jesus faktisch nicht allein in den um der Sünde aller Apostel willen notwendigen Tod gegangen ist. Sondern mit ihm . . .»¹⁵

«Gott hat's umgeplant zum Guten»

Schon einmal ist darauf hingewiesen worden, daß die jüdische Bibel denselben Vorgang eines Verrats, den das Christentum bei Judas anprangert, als auch heilvollen Vorgang bestätigt, ohne das hier Böse verwischen zu wollen. «Habt ihr, ihr Böses wider mich geplant, / Gott hat's umgeplant zum Guten», sagt Joseph zu seinen Brüdern (1 Mos 15, 20).¹⁶ Und gerade so preist die Messe der katholischen Karsamstagsnacht die Sünde Adams. «Wahrlich, sie mußte geschehen, daß Christi Tod sie vernichte. O Schuld, glücklich bist du zu preisen!» Unabhängig von der hier nicht zu erörternden Frage, wer und was mit Recht oder Unrecht zu Ostern Verräter genannt wurde und wird, weisen Josephs Brüderlichkeit und die Preisung Adams die Richtung, zu der sich die Kunst ebenfalls durchgerungen hat, als sie Judas dort, wo er zunächst endete, abzunehmen wagte. Hermann Levin Goldschmidt, Zürich

¹² Motiv 388 (München, 1960, S. 25).

¹³ wie ¹¹, I, XXXIV.

¹⁴ wie ², S. 2 ff.

¹⁵ Kirchliche Dogmatik II, 2, 1942, S. 532.

¹⁶ Vgl. ², S. 16.